AB
148275

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-32735/fragment/page=0001

Zur
Gräfl. vom Hagen'schen
Majorats - Bibliothek

MÖCKERN
gehörig.
№ 2774

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle (Saale)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-32735/fragment/page=0005

Ein Zimmer in einem Zanañah.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-32735/fragment/page=0006

Briefe

von der

Insel Teneriffa, Brasilien, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Ostindien.

Aus dem Englischen

der Mistreß Kindersley.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1777.

Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale)

Universitäts- und Landesbibliothek • Zweigstelle Marktplatz

L 43,

Erster Brief.

Santa Cruz, auf der Insel Teneriffa,
Jun. 1774.

Ich mache hiermit den Anfang, das Versprechen zu erfüllen, das ich Ihnen that, Ihnen von allem Nachricht zu geben, was ich so wohl während meiner Reise, als meines Aufenthalts in Indien Merkwürdiges antreffen würde.

Wir haben so ungewöhnlich schönen Wind gehabt, daß wir von den Dünen bis hierher nur drey Wochen gesegelt haben. Ungeachtet aber der kurzen Zeit, die wir in See gewesen waren, schien jeder Mensch am Bord des Schiffes bey Erblickung des Landes so froh, als ob nun alle Sorgen überstanden wären, und als ob er nun allen Leiden von Seekrankheiten, oder was sonst für welche auf den Seereisen vorfallen, völlig entsprungen sey.

Das Land ist an den meisten Orten sehr hoch; wir hatten also das Vergnügen, es in weiter Entfernung zu betrachten, da es uns anfangs als Wolken vorkam, und darauf als eine Reihe Gebirge, über welche der Pic, welcher kegelförmig, und erstaunlich hoch ist, hervorragte.

Die canarischen Inseln, deren es sieben giebt, gehören alle an Spanien. Dieses ist darunter die größeste, bis auf Eine, welche Groß-Canarien heißt. Ein französisches Schiff, welches vom Sturm zwischen diese Inseln verschlagen worden, brachte, ums Jahr 1330 ungefähr, die ersten Nachrichten davon nach Europa; und 1337 mochte es seyn, daß die Spanier suchten sie in Besitz zu nehmen; aber alles Volk, welches landete, ward von den Einwohnern gefangen genommen. Ungefähr dreyßig Jahre nachher thaten die Spanier eine Landung auf Lancerota, und wurden nach und nach Meister von dieser Insel und von den übrigen; endlich nahmen sie auch Besitz von Teneriffa, und brachten alle Einwohner zum christlichen Glauben.

Die

Die Spanier thaten manchen vergebnen Versuch, und hatten viel Schwierigkeiten zu überwinden, ehe sie mit dieser Insel fertig werden konnten. Die Eingebornen vertheidigten sich sehr wacker, und begegneten dabey den Spaniern mit vieler Menschlichkeit; zuletzt aber mußten sie der Menge derselben nachgeben; sie unterwarfen sich der spanischen Herrschaft und wurden Christen.

Die völlige Unterwerfung von Teneriffa, womit die Eroberung der canarischen Inseln geendigt ward, geschah im Jahr 1495, da die Spanier eine Festung bey diesem Hafen anlegten, die sie Santa Cruz nannten, welchen Namen auch die Stadt führt. In der Ebene von Laguna baueten sie gleichfalls eine Stadt, Namens Laguna, oder Santa de la Laguna.

Santa Cruz besteht aus zwey oder drey Gassen, welche breit, aber herzlich schlecht gepflastert sind; die Gebäude sind von außen alle weiß angestrichen; die Häuser der Vornehmsten sind weitläuftig, und die Wohnzimmer, welche alle eine Treppe hoch liegen, sind um einen Hofplatz herum gebauet, mit einer Gallerie an allen Seiten, welche zu

den Zimmern führt, bey deren Einrichtung man mehr darauf sieht, daß sie kühle seyn, als daß sie in die Augen fallen sollen. Die Fenster haben statt Glasscheiben hölzerne Gatter, welches den Häusern von Innen und Außen ein schlechtes Ansehn giebt. Allein, die Gatter haben diese zwey Bequemlichkeiten, daß sie die Luft durchlassen, und dem Frauenzimmer Gelegenheit geben, hinauszugucken, ohne daß sie gesehen werden.

Die Wände sind weiß, und die Thüren und dergleichen unangemalt und ohne Verzierung; das macht, daß Jemand, der eben aus England kömmt, immer glaubt, die Zimmer wären noch nicht ausgebauet.

Die Häuser der gemeinen Leute sind schlecht und machen einen armseligen Anblick. Selbst die Kirchen sind schlecht, und die Priester, obgleich ihrer nur wenige, gehn arm und demüthig einher.

Man schätzt die Anzahl der Einwohner auf dieser Insel auf 96000. Der Gouverneur und die Officiere werden vom Könige von Spanien ernannt. Die Einwohner sind alle spanische Unterthanen, und die Europäer nennen sich Spanier. Einige sind wirklich

lich aus Spanien gebürtig; einige andre sind hier von spanischen Aeltern geboren; eine überwiegend größere Anzahl aber stammen von irländischen römischkatholischen Familien ab, die sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts genöthigt funden, auf dieser Insel die Freyheit und den Schutz zu suchen, die ihnen damals ihr Vaterland nicht gewährte.

Die ursprünglich Eingebornen dieser Insel hießen Guanschen. Die Erzählung, welche die Spanier davon geben, lautet: ihre Vorältern haben solche in einem faßbaren Zustande der Natur gefunden, ohne Gesetze, ohne Religion, und unvermögend, die geringste Nachricht von ihrer Abkunft zu geben. Einige haben muthmaßen wollen, es wären Emigranten von Carthago. Die Spanier nennen solche Mohren, was sie aber für Ursachen haben mögen, ihnen diesen Namen beyzulegen, weis ich nicht. *) Diese

*) Die Spanier verstehen unter Moro und Morisio öfter einen Saracenen, als einen Schwarzen; und sind, selbst in Spanien, sehr geneigt, diesen verächtlichen Namen jedem beyzulegen, der kein

Mauren, die Abkömmlinge von den Guanschen, sind fast durchgehends Arbeits- und Dienstleute; sind von viel dunkler Farbe, als die Spanier, haben lebhafte schwarze Augen, lange schwarze Haare, und gar schöne weiße Zähne.

Zweyter Brief.

Santa Cruz, Jun. 1764.

Ob Teneriffa gleich nur eine dreywöchige Seereise von England entfernt liegt, so ist doch der Unterschied unter Menschen, Sitten und andern Dingen so groß, daß es einem fast vorkommt, als ob man in einer ganz andern Welt wäre. Religion, Kleidung, Umgang, Häuser, Zubereitung des Essens, u. s. w. alles ist ganz verschieden. Mit einem Worte, es ist eins von den armen, römischkatholischen Ländern, die sich allenthalben so ziemlich ähnlich sehen, wenn man dabey dem feyerlichen Ernste der Spanier sein

kein Altchrist ist. Für dieses Moro ist Maur im Deutschen eigentlicher. Der Uebers.

sein Eigenthümliches läßt, wodurch diese Nation sich von der glatten Geschmeidigkeit der Italiäner und der aufdringlichen Gefälligkeit der Franzosen unterscheidet.

Die Spanier sind ihren Nachbarn weniger bekannt, als irgend eine andre große Nation, weil sie selbst nicht viel reisen, und ihr Land auch nicht häufig von Fremden besucht wird. Die erste Ursache (kann man nicht läugnen) ist ein Beweis, daß sie eben kein großes Verlangen tragen, sich zu belehren, und die zwote, daß ihre Nachbarn nicht glauben müssen, daß man viel von ihnen lernen könne. Indessen, so fest sie auch ihren alten Gebräuchen und Vorurtheilen anhangen mögen, denke ich doch immer, wir würden finden, wenn wir sie nur besser kennten, daß bey Abwägung ihrer Tugenden und Laster sie nicht Ursache hätten, unruhiger bey der Wagschale zu stehen, als die meisten ihrer Nachbarn.

Ueber einen Zug in ihrem Nationalcharakter möchte die christliche Liebe gerne einen Mantel decken; aber, leider! wird man die amerikanische Verfolgung niemals vergessen; ob die Welt gleichwohl sich über die Bewe-

gungsgründe irren, und auf die Rechnung des Geizes und einer grausamen Gemüthsart setzen mag, was die Wirkung eines blinden Aberglaubens und religiösen Enthusiasmus war. Denn in allen Dingen, die Religion und die Eifersucht ausgenommen, kann kein Volk mehr Sanftes in seinen Sitten aufweisen. Gegen ihr Gesinde sind sie gütig im höchsten Grade, und begegnen ihm fast wie leiblichen Kindern.

Der gemeine Mann ist nicht arbeitsam; dieser Fehler scheint aber, durch seine Genügsamkeit mit Wenigem, seine Enthaltsamkeit, Nüchternheit und ordentliche Lebensart, ziemlich ersetzt zu seyn.

Der Stolz, dessen man die Spanier beschuldigt, ist, ob er gleich einen kleinen Stich von Eitelkeit haben mag, dennoch größesten Theils von der Art, welcher macht, daß sich ein Mensch fürchtet und schämt, etwas Entehrendes zu begehen. Sie sind bekannt dafür, daß sie ein tiefes Gefühl von Ehre haben, und streng über ihr Versprechen halten.

Vorzüglich vor allen andern Tugenden aber scheinen sie einen hohen Werth auf Gehorsam und Pflicht der Kinder gegen ihre

Aeltern,

Aeltern, besonders gegen die Mütter, zu setzen. Sie gehn darinn so weit, daß sie sagen, daß, wenn es einen Menschen unter ihnen geben könnte, der sich in diesem Punkte vergäße, man ihn verabscheuen würde, als ein Ungeheuer.

Dritter Brief.

Santa Cruz, Jun. 1764.

Seit meinem Letzten habe ich eine kleine Landreise gethan, die mir sehr gefallen hat; denn ich habe vielerley Neues bey der Gelegenheit gesehen, und habe sie auf eine mir so neue Art gethan, daß ich mir noch nichts Lächerlichers vorstellen kann. Bilden Sie sichs ein, daß Sie mich ganz demüthiglich auf einem Esel daher ziehen sähen, welches die Art ist, wie alle Damen, hier zu Lande, zu reisen gezwungen sind, und das zwar, weil ehmalige Erdbeben an einigen Stellen so ungeheure Haufen von großen Steinen aufgethürmt, und an andern Orten den Boden so tief versenkt haben, daß es unmöglich ist, mit einem Wagen zu reisen,

und sehr gefährlich, zu Pferde zu reiten. Deßwegen reiten die Damen auf Eseln und die Männer auf Maulthieren. Man befestigt dem Thiere zwey Kreuzstäbe auf den Nacken und zwey auf die Hüften, und legt dazwischen ein Kissen, auf welchem man fast eben so bequem sitzt, als in einem Wagen, und ein Kerl führt den Esel.

Unsre Reise gieng nach Laguna, das man gewöhnlich nur die Stadt nennt. Es ist ein ziemlich großer Ort, und regelmäßig gebauet, aber ohne alles was Zierde heißt, und dabey todstille. Verschiedene von den angesehensten Leuten zu Santa Cruz haben hier Häuser, wo sie sich hinbegeben, wenn sie sich den Geschäfften entziehen wollen. Laguna liegt ungefähr fünf englische Meilen von der See. Der Weg dahin, wenn man's einen Weg heißen kann, geht beständig bergan; an einigen Stellen steil, schroff, übersäet mit losen Felsenstücken, und dem Anblick nach höchst unfruchtbar; dem ungeachtet sieht man hin und wieder einzelne Weinberge, wo der Weinstock zwischen den Steinen hervorwächst. Sobald wir den Fuß in die Stadt setzten, befanden wir uns in einem

andern

andern Clima; statt der Hitze, die zu Santa Cruz sehr groß ist, fanden wir hier eine solche Kühle, daß wir des Mittags mit vieler Wollust im Sonnenschein spatzieren giengen, und die Luft frisch und lieblich befunden. Laguna liegt auf der Höhe, und Santa Cruz im Thale; dennoch, wenn man auch diesen Umstand sowohl, als die übrigen zufälligen Verschiedenheiten im Grund und Boden, und dergleichen, in Anschlag bringt: so scheint doch, wenigstens mir, der Abfall zu groß, um ihn aus diesen natürlichen Ursachen, bey einer so geringen Entfernung, begreifen zu können.

Unsre Neubegierde war bald gebüßet, da Laguna nichts Sehenswürdiges, weder von der Kunst, noch von der Natur, aufzuweisen hat. Die Hauptkirche ist ausgeziert mit Bildern der heiligen Jungfrau, und einigen andern buntscheckig gemahlten Stücken. — Aber, was mich am herzlichsten verlangte, zu sehen, das war ein Nonnenkloster. Ein Nonnenkloster, meynt' ich, müßte ein reizender Ort seyn, wenigstens vom Ansehen. Dahin begeben sich die jungen Schönen; entsagen den Freuden, den Sorgen und den

Eitel-

Eitelkeiten der Welt! Sie verbringen ihre Tage in gottesfürchtiger Andacht, im Lobe ihres Schöpfers, in jungfräulicher Unschuld; ihren unverfälschten Witz üben sie an schönen und leichten Handarbeiten; und ruhen und erquicken sich in den schattichen Lauben ihrer paradisischen Gärten.

Da man wußte, daß sie auf alle Freuden des Lebens, die aus der Erfüllung zärtlicher Pflichten der Freundschaft und Liebe entspringen, Verzicht gethan haben, so war es politische Klugheit, darauf zu sinnen, ihren einsamen Aufenthalt so angenehm zu machen, daß er ihnen kein Kerker scheinen möchte.

Meine Einbildung dergestalt angefüllt mit den Bildern von geräumigen Gärten, prächtigen Gebäuden, und schönen Jungfräuleins, wie schrecklich sah ich mich betrogen! da ich die Gebäude armselig, schmutzig und eng, und die Nonnen alt und kümmerlich fand. Sie sprachen sehr höflich mit uns durch Gegitter, und schenkten uns ein paar unbedeutende Blumen von ihrem eignen Machwerk.

Wir fanden eine Engländerinn unter den Nonnen, die das Dolmetscheramt verrichtete; freylich

freylich nicht mit der größesten Geschicklichkeit, weil sie ganz jung hierher gekommen, und nun schon alt geworden ist, ohne Gelegenheit zu haben, ihre Muttersprache zu üben, und solche also so ziemlich vergessen hatte. — Sie wollte es nicht gesagt wissen, daß jemals eine Nonne ihr Klostergelübde bereuet haben könnte; und als einige von unsern Engländern ihr das nicht zu glauben schienen, sagte sie die merkwürdigen Worte: „Nein, nein! sie dürfen es nicht bereuen!“ Kurz, sie gab sich für glücklich aus in ihren Umständen. Mit wie viel Aufrichtigkeit, mag ich nicht entscheiden.

Nach dem, was ich von ihr vernahm, ist wenig Unterschied unter der Lebensart einer Nonne, und eines jungen Mädchens in einer Pensionsschule; und die Aebtissinn ist eine Art von Gouvernante. Sie sind gebunden, alles pünktlich auf den Glockenschlag zu verrichten, Aufstehn, Zubettegehn, Gebet, Mahlzeiten, u. s. w. ihre Gesellschaft, womit sie eingesperrt leben, ist und bleibt dieselbe, sie sey ihnen gefällig oder zuwider; und das zwar mit dem trostlosen Bewußtseyn, nichts könne sie scheiden, es sey denn der bittre Tod.

Vierter Brief.

Santa Cruz, Jun. 1764.

Es scheint, als ob selbst die Spanier die üblen Folgen beherzigt haben, die das Einsperren junger Mädchen in die Klöster haben muß; denn der Hof zu Madrit hat neulich ein Dekret publicirt, (das sich auch auf diese Inseln erstreckt) wodurch verordnet wird, daß kein Frauenzimmer unter fünf und zwanzig Jahr alt ein Klostergelübde ablegen darf. Eine wichtige Veränderung, in einem Lande, woselbst jede Neuerung vom Volke angesehen wird, als ob sie auf den Umsturz der alten Regierungsform abziele; und ist auch um so merkwürdiger, da eine solche Aendrung, aus auffallenden Ursachen, der Geistlichkeit sehr ungelegen seyn muß.

Die Mönchsklöster sind eben so schlecht und armselig, als die Nonnenklöster. — Nach meiner Meynung kann niemals ein Protestant ein Kloster besehen haben, ohne, wie ich gegenwärtig, seine Betrachtung über die Unthätigkeit, Unnützlichkeit des Klosterlebens, und über die Thorheit der damit vermachten

machten Entäußerungen und Casteyungen anzustellen.

Ich sollte denken, es müßte unter den Spaniern eben so viele Mönche geben, als unter irgend einer andern Nation, weil sich diese Lebensart so gut zu ihrem Stolze und Unthätigkeit paßt; zwey Eigenschaften, worinn sie, nach meiner Meynung, von keinem Volk in Europa übertroffen werden.

Nachdem wir die Nonnen besucht hatten, thaten wir einen Ritt hinaus vor die Stadt, um den Pic desto besser zu betrachten; hier wurden unsre Augen plötzlich durch den Anblick einer kleinen grünen Ebne entzückt; eine Schönheit in der Natur, die allemal Vergnügen macht, aber unendlich mehr, wenn das Auge lange durch dürre und wüste Gegenden ermüdet worden ist. Der Pic ist von hier auf sechzig englische Meilen entfernt; seine erstaunende Höhe aber macht, daß er einem ganz nahe zu seyn scheint. Es ist ein dunkelbrauner Fels, und hat fast die Gestalt eines Zuckerhutes, nur daß seine Höhe nach Verhältniß größer ist, als seine Dicke: so, daß er fast senkrecht aufsteht;

die

die Spanier behaupten, er habe drey Meilen *) in der Höhe; und daß diejenigen, welche kühn genug gewesen, auf den Gipfel hinauf zu klimmen, drey Tage ihre Arbeit damit gefunden haben. Gegenwärtig speyt er kein Feuer mehr, und die Einwohner scheinen in eben so großer Sicherheit zu schlafen, als ob er niemals das geringste ausgeworfen hätte, ob es gleich, nach der allgemeinen Sage, noch nicht über siebzig Jahre her ist, daß das Land durch die Menge von Schwefel und geschmolzenem Erzte, die er auswarf, verwüstet und verheeret wurde; und die vielfältigen wüsten, dürren, mit Felsstücken bedeckten öden Gegenden der Insel lassen keinen Zweifel übrig, daß auch die Erdbeben hier sehr fürchterlich gewesen seyn müssen.

Die Seeküste bringt den Einwohnern Fische im Ueberfluß, und so wenig, dem Anscheine nach, das Land verspricht, so bringt es

*) Der Leser wird es zu bemerken belieben, (um es nicht immer ausdrücken zu dürfen) daß, wenn von Meilen die Rede ist, immer Engländische verstanden werden, deren Reduction leicht genug ist. Der Uebers.

es doch reichlichen Vorrath an allerley Gattungen von Lebensmitteln; auch von Früchten, welche in heißen Ländern gewöhnlich sind, als Feigen, Plantonen, oder Bananas, Citronen, Mandeln, Weintrauben, u. s. f.

Man macht hier jährlich eine ansehnliche Menge von dem Weine, welcher nach Europa verfahren wird, und in Deutschland unter dem Namen Canarienfekt bekannt ist. Er hat etwas ähnliches mit dem süßen Maderawein, ist aber nicht völlig so gut, ob ich gleich glaube, daß er zuweilen dafür verkauft wird.

Fünfter Brief.

Santa Cruz, Jun. 1764.

Der aufs höchste getriebne Gehorsam der Söhne gegen ihre Mütter, so eine vortreffliche Eigenschaft es übrigens an den Spaniern ist, hat gleichwohl seine Unbequemlichkeiten, selbst für das weibliche Geschlecht; denn er macht zwar, daß sie in ihrem Alter eines größern Ansehens genießen, er macht

sie aber auch in der Jugend und in der Blüthe ihres Lebens abhängiger und weniger glücklich. Fast jede Familie hat eine Mutter, Tante, oder sonst eine weise Matrone, welche das Orakel ist; und kein Frauenzimmer wird eher für verständig gehalten, bis sie graue Haare hat; dergestalt geht ein junges Frauenzimmer, das sich verheurathet, aus einer Vormundschaft in die andre; aus der Zucht ihrer eignen Aeltern und Anverwandten in die Zucht der Verwandten ihres Mannes.

Das Uebermaaß dieser Nationaltugend scheint den Abscheu zu erklären, den die Castilier und andre Spanier gegen Carl V. hegten; denn obgleich die Königin Johanna völlig ihres Verstandes beraubt war, so konnten die Spanier es doch nicht über ihr Herz bringen, sie vom Throne auszuschliessen: und die Unvorsichtigkeit Carls (vielleicht auch, daß er die Denkart der Spanier über diesen Punkt nicht einmal kannte,) daß er es litt, daß man ihn bey Lebzeiten seiner Mutter zum Könige ausrief, schien ihnen so sehr alle kindliche Pflicht zu verletzen, daß gerade sein ihm so günstiges Glück dazu gehörte,

hörte, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm der Schritt zuwege zog.

Das Frauenzimmer auf Teneriffa führt das eingezogenste Leben, das man sich nur denken kann. Sehr selten kommen sie anders aus ihren Häusern, als zur Kirche, und selbst dahin wagt sich kein junges Mädchen anders, als in Begleitung eines bejahrten Frauenzimmers. Bey Tage geht keine aus, ohne Falje oder Schleyer. Diese Falje ist gerade dasselbe, als ob zwey Frauenzimmerröcke von schwarzem Sarsche an einander genähet wären. Der eine dient als Oberrock, und der andre wird über den Kopf gezogen, daß also das Frauenzimmer ganz davon bedeckt ist, ausgenommen ein wenig über einem Auge, welches frey gelassen wird, damit sie doch wenigstens ihren Weg finden können.

Ungeachtet ihres eingezogenen Lebens aber sind doch die Sennora's auf Teneriffa von der angenehmsten Lebhaftigkeit, welches ihren Mangel an Schönheit reichlich ersetzt, und sie sehr liebenswürdig macht. Ihre lebhaften schwarzen Augen sind voll Ausdruck ihres Temperaments; die meisten haben

langes schwarzes Haar, welches sie zusammen binden, und im Zopfe auf dem Rücken hängen lassen, ohne übrigen Kopfputz. Ihre Gesichtsfarbe ist ziemlich dunkel, und ihre Züge eben nicht einnehmend. — Ihre Kleidung besteht aus einem Corset und Rock, mit sehr steifem Schnürleibe; und dennoch sieht man keine Verwachsene darunter. Sie tragen Ohrringe, Armbänder und Halskreuze. Von Juwelen haben sie die Emeralden und orientalischen Perlen am liebsten. Sie parfumiren sich stark, und einige schminken sich auch.

Außer der erwähnten Verordnung, die Nonnen betreffend, hat der König von Spanien noch eine herausgehen lassen, welche ebenfalls das weibliche Geschlecht angeht. Nämlich, es soll sich in Madrit, sobald es dunkel geworden, kein Frauenzimmer mehr mit der Falje auf der Gasse finden lassen. Die Neigung zu Intriguen, wofür die Spanierinnen immer berühmt gewesen sind, hat diese Verordnung nöthig gemacht. Nun ist das hiesige Frauenzimmer zwar nicht unter diesem Gesetz begriffen, allein sie befolgen es dennoch, als eine neue Mode, und tragen daher,

daher, wenn sie beym Mondschein spatzieren gehen, (welches die eigentliche Zeit dazu ist) einen kleinen Mantel.

Sechster Brief.

Bay St. Salvador, an der Küste von Brasilien, August 1764.

Mit dem empfindlichsten Vergnügen setze ich mich hin, Ihnen zu schreiben, daß wir endlich, nach einer langen, gefährlichen und beharrlichen Fahrt von der Insel Teneriffa, wohl behalten in der Bay St. Salvador, sonst auch Bahia, auf der Küste von Brasilien angelangt sind, und daß ich hoffe, bald ans Land zu gehen.

Es ist mir sehr ungelegen, daß ich erst auf die Zurückkunft des Capitains warten muß; denn man hat mir schon hinterbracht, daß ich nicht eher vom Schiffe gehn darf, bis ich dazu vom Gouverneur die Erlaubniß habe.

Auf Befehl dieses letztern sind schon verschiedene Portugiesen an unser Bord gekommen; zwey oder drey Zollbediente, ein Officier

von der Armee, ein Doktor und ein französischer Wundarzt. Die beyden letzten haben zu untersuchen, ob wir auch eine ansteckende Seuche mitgebracht haben. Die andern sollen sich nach der Anzahl der Soldaten, den Artikeln der Schiffsladung, der Ursache, warum der Capitain in diesen Hafen gelaufen, u. s. w. erkundigen; das alles thun sie auf eine Art, woraus man sieht, daß sie argwöhnisch und mißtrauisch sind. Sie haben entweder eine sehr schlechte Meynung von den Engländern, oder sind auch selbst nicht gar zu redlich und aufrichtig. Unterdessen haben wir vom Lande schon solche Früchte erhalten, die das kältere Clima von England nicht hervorbringen kann, und die sind solchen Leuten um so mehr willkommen, die in langer Zeit ganz und gar keine Früchte gesehen haben.

Meine Ungeduld, an Land zu gehen, wird durch den Anblick der Stadt vergrößert, die in dieser Entfernung ein gar herrliches Ansehn macht. Der Theil, den wir davon sehen, liegt an der Seite eines steilen Hügels, die weißen Häuser stehen Gassenweise über einander; hin und wieder sieht man dazwi-

schen

schen kleine Pflanzungen von Zuckerrohr, welche, durch die Zurückwerfung der Sonnenstrahlen, bey dem hiesigen wolkenfreyen Himmel, eine sehr schöne Wirkung thun. Vielleicht thut's das Seine dazu, daß ich seit einiger Zeit nichts als Himmel und Wasser gesehen habe; aber mich deucht wirklich, daß ich noch keine schönere Landschaft kenne.

Die Hitze, welche an allen Seiten der Bay vom Lande zurückprallt, und die flammende Sonne machen das Schiff durch und durch zum glühenden Backofen.

Bis ich das Vergnügen habe, Ihnen vom Lande zu schreiben, verbleibe ich u. s. w.

Siebenter Brief.

St. Salvador, August 1764.

Gar tief muß es mit meinem weiblichen Verstande wohl eben nicht gehen, sonst hätte ich wissen müssen, daß die Dinge nicht immer das sind, was sie scheinen; und hätt' es mich weniger befremden müssen, als ich fand, daß St. Salvador, gleich vielen andern

Gegenständen, die nur gefallen, wenn man sie von weitem besieht, immer mehr von seiner Herrlichkeit verlor, je näher wir hinzukamen. Als wir bey der Stadt hinruderten, war alle Schönheit der Häuser verschwunden, welche in einer Stunde weiten Entfernung so blendend weiß aussahen; der Schmutz, womit sie bedeckt sind, ward sichtbar, die plumpen hölzernen, unangemalten Fensterrähmen, Gatter und Thüren, wurden dem Auge deutlicher; aller Mangel an Ordnung und Zierde im Ganzen machte einen widrigen Eindruck, und kurz die Täuschung verschwand.

Ich habe meine Wohnung im Hause des erwähnten französischen Wundarztes bekommen. Er ist mit einer eingebornen Portugiesinn verheurathet.

Ich fürchte, ich werde die Freyheit, vom Schiffe abwesend seyn zu dürfen, nicht so recht nach Wunsch genießen können, wegen des höchst unangenehmen Zwanges, worunter ich in dieser so argwöhnischen, so ungastfreundschaftlichen Regierung leben muß.

So lang' ich nun am Lande bin, hab' ich beständig die Begleitung eines Officiers und

eines

eines Gemeinen, die mir nicht von der Ferse gehen, wenn ich auch nur von einem Zimmer ins andre trete. Die erste Nacht, die ich hier zubrachte, schliefen sie so gar auf dem Gange vor meiner Kammer. Nachdem haben sie in ihrer Strenge so weit nachgelassen, daß sie des Abends zu Hause gehn, und sich des Morgens wieder einstellen.

Ich habe mich über dieses Gefolge beschweret, hab' aber nichts ausrichten können. Man sagt mir, es sey eine Ehrenbezeigung, und um zu verhüten, daß mir keine Beleidigung wiederfahre; es bedarf aber nicht viel Scharfsinnes, durch den Fürwand hindurch zu gucken, und zu sehn, daß es geschieht, damit ich nicht nach den Nonnenklöstern gehen soll, auf die sie entsetzlich eifersüchtig sind, oder auch zu verhüten, daß ich mit ihren Weibern Bekanntschaft mache; was für Gefahr sie davon fürchten, das geht über meinen Verstand.

Zu allem Glück bin ich in gar keiner Gefahr, weder meine Wirthinn zu verführen, noch mich bey ihr aufs Kundschaften zu legen, denn sie spricht keine andre, als ihre

Mutterſprache, und von der verſteh' ich kein Wort.

Indeſſen hab' ich die ganz unvermuthete Freude gehabt, unter den Portugieſen hier eine Engländerinn anzutreffen. Ihr Vater war Kaufmann zu Liſſabon, und ein Katholik. Sie heurathete einen Portugieſen, der ſich ſeitdem hier etablirt hat. Die gute Frau war herzlich froh, zu hören, daß eine Landsmänninn von ihr an die Stadt gekommen ſey, und ihr Mann gieng zum Gouverneur, und bat den um die Erlaubniß, daß ich in ſeinem Hauſe Quartier nehmen dürfe, erhielt aber zur Antwort: zwey Engländerinnen in einem Hauſe wäre zu viel. Was aber noch ſonderbarer iſt, ich konnte ſie erſt zwey oder drey Tage nach meiner Ankunft am Lande zu ſprechen bekommen, und die Urſach war, weil ſie erſt die Erlaubniß des Gouverneurs haben mußte, mir einen Beſuch zu machen.

Ach du lieber Gott! was für eine Regierungsform, darunter zu leben! Leute wie wir können uns in ſo etwas gar nicht finden, die wir nicht einmal an der Freyheit genug haben.

Achter Brief.

St. Salvador, August 1764.

Meine Begierde, Ihnen über alles, was vorkommt, meine Anmerkungen mitzutheilen, hat mich sehr aufmerksam gemacht, auf die Sitten und die Regierungsform des hiesigen Landes, obgleich, die Wahrheit zu gestehen, mit sehr wenigem Glücke. Denn der gar nicht wirthfreundliche Umgang der Portugiesen mit Fremden giebt einem sehr wenige Gelegenheit, Bemerkungen zu machen; und ihre argwöhnische Gemüthsart erlaubt einem nicht einmal die Freyheit, nach diesem oder jenem zu fragen.

Die Leute hier heißen alle Portugiesen, wovon einige noch Abkömmlinge von denen sind, die sich damals hier niederließen, als Portugall zuerst von dieser Küste Besitz nahm; ihre Anzahl ist nachher beständig durch solche Familien angewachsen, die die Begierde, reich zu werden, aus ihrem Vaterlande hergelockt hat.

Ihre Absicht, in der sie hieher kommen, ist von der sehr verschieden, womit wir Britten

Alt-

Altengland verlassen, und uns nach fremden Pflanzorten begeben. Wir schmeicheln uns beständig mit der Hoffnung, einst wieder heimzukehren, sie hingegen lassen sich mit ihrer Familie ordentlicher weise häuslich nieder, und betrachten es wie ihr Vaterland.

Gehts ihnen wohl, desto besser; wo nicht, so ists doppelt schlimm, in Betracht der Schwierigkeiten, die der Heimkehr im Wege liegen. Es ist keinem Einwohner erlaubt, ohne ausdrückliche Ordre von Portugall, den Ort zu verlassen; und diese zu erhalten kostet so unendliche Mühe und Zeit, daß es dadurch beynahe zur Unmöglichkeit wird.

Jeder Fremder, der hier einmal seine Wohnung aufschlägt, findet gleiche Hindernisse, wieder wegzukommen: es giebt hier aber auch nur wenig Fremde, glaub' ich, außer denen, die sie von den Schiffen abschwatzen, die in den Hafen anlegen. Einige arme unglückliche engländische Bursche sind hier, für ihr ganzes übrige traurige Leben, welches sie in Armuth und Verachtung hinschleppen, und werden sie, sobald ein fremdes Schiff ankommt, mit solcher Sorgfalt bewacht, daß ihnen das Entkommen unmöglich wird.

Aus

Aus dieser sorgfältigen Anstalt, jedermann vom Weggehn abzuhalten, werden Sie leicht begreifen, daß es eben kein Land sey, worinn man beständig zu leben wünschen möchte.

Die Regierung an sich selbst ist von sonderbarer Art. Ich weis nicht, wie ich sie nennen soll: ecclesiastisch, militarisch oder civil? hier sind drey, die, wie man sagt, gleichen Theil am Gouvernemente haben, ein Bischoff nämlich, ein Colonel, und eine bürgerliche Magistratsperson. Sie halten alle Fremden in einer so weiten Entfernung, daß es unmöglich zu sagen ist, wer von den dreyen das Haupt vorstellt. Alles, was wir wissen, ist, daß, wenn man um irgend etwas ansucht, dessen man zur Lebens Nothdurft und Nahrung benöthigt ist, wenn es ja noch verwilligt wird, man es doch erst nach vielen Schwierigkeiten und Zögern erlangt. Der Fürwand ist, der Colonel kanns nicht thun, weil der Gouverneur außer der Stadt, oder der Gouverneur kann nicht, weil der Colonel abwesend ist, oder alle beyde können nichts thun, ohne den Bischoff.

Daher kommts auch, daß ein Fremder, der geplündert oder betrogen wird, wozu die

Por-

Portugiesen hier, Geschicklichkeit und Neigung, beydes genug haben, der vorgedachten Schikanen wegen, zu keinem Rechte gelangen kann.

Mit was für Namen sie indessen ihre Regierungsart belegen mögen, so scheint die Kirche das Heft zu führen. Die Freyheiten, welche sich die Geistlichen herausnehmen, sind abscheulich übermüthig und drückend für den Bürger. Nach eignem Gefallen gehn sie in die Häuser, und setzen sich, ungebeten, Mittags und Abends zu Tische; beherrschen das Gespräch, und haben freyen Zutritt in die eignen Zimmer des Frauenzimmers, welches sich mit der natürlichen Eifersucht der Portugiesen nicht zu vertragen scheint, die in andern Punkten auf ihre Weiber und Töchter sehr mißtrauisch sind, ihnen selten Gesellschaft erlauben, oder, daß sie, mit ihrem Wissen, sich von einer andern Mannsperson sehen ließen, wenns nicht wenigstens ein Verwandter ist. Man sagt mir, daß diese Stadt allein nicht weniger als dreytausend Mönche von verschiedenen Orden in sich faßt. Ein Inquisitionsgericht wird hier zwar nicht gehalten, aber Inquisitoren genug, welche

alle

alle Vergehung untersuchen, und jedweden, der geistlicher Verbrechen beschuldigt wird, einziehen und nach Portugall schicken.

Amerika ist von jeher der Sammelplatz der Jesuiten gewesen, und es giebt ihrer noch manche in Brasilien, obgleich der König Entschlossenheit genug gehabt hat, solche aus Portugall zu verbannen.

Das meiste Ansehn nach der Geistlichkeit haben die Soldaten. Ein Mann zittert, wenn er einen Soldaten ins Haus treten sieht, und ist genöthigt, jedem Gemeinen mit so vieler Ehrerbietung und Willfährigkeit zu begegnen, als wenn es sein Vorgesetzter wäre.

Wunderbar genug dabey ist, daß diese Soldaten, die den Einwohnern so furchtbar sind, nur eine Art von Landmiliz ausmachen, welche, durch die Bank genommen, Officiere und Gemeine, ihre besondre Nahrung und Gewerbe treiben. Sobald aber nur ein fremdes Schiff ankommt, muß eine außerordentliche Anzahl davon die Uniform, Blau mit Roth, anziehn, und Dienste thun. Unterdessen, so wenig Ursach ein Feind haben möchte, diese Krieger zu fürchten, in ihren

Mit-

Mitbürgern haben sie Furcht genug! Sie sehen, was bey den verschmitzten Schlichen der Pfaffen, und der baren Gewaltthätigkeit der Soldaten, der simple Bürger für ein jämmerliches Leben unter grauenvoller Ehrerbietung und Gehorsam führen muß.

Wir haben, seitdem wir hier sind, uns den Zeitvertreib gemacht, die Stadt und die Kirchen zu besehen. Die Stadt ist groß und volkreich, und der Obertheil derselben ist angenehm und hat freye Luft, indem er aus verschiedenen guten, breiten und reinlichen Gassen besteht. Die Häuser sind groß, aber gar nicht ausgebauet, und lassen nur schlecht. In dem nach der See gelegenen Theile der Stadt sind die Gassen eng und kothig, voller kleiner armseliger Buden, worinn es von schwarzen Sklaven beyderley Geschlechts wimmelt.

Leute, die nur einigermaßen etwas vorstellen wollen, wohnen alle eine Treppe hoch, der Dielen bedient man sich zu Buden, Waarenlagern u. dergl. Das erste Stockwerk besteht gemeiniglich aus zwey oder drey großen Zimmern, und beständig eine kleine Schlafkammer in der Mitten, so belegen,

daß

daß sie kein ander Licht, als durch die andern Zimmer, empfängt, und folglich ganz dunkel ist, wenn die Thüren zugemacht sind. Ueber diesen sind die Wohnungen für die Kinder und die Sklaven.

Den Aufputz der Zimmer betreffend, so sind die vormals geweißeten Wände mit Kupferstichen oder Holzschnitten vom Heilande und der heiligen Jungfrau, in dicke hölzerne Rähmen gefaßt, bestens verziert; übrigens ein Ruhebett, ein paar hölzerne Schemmel und ein Crucifix, und damit ists völlig meublirt. Gleichwohl haben sie Juwelen, und Gold und Silber, und viele Sklaven; aber die Künste blühen nicht bey ihnen, und Geschmack und Eleganz in Hausrath und Equipagen sind ihnen unbekannte Dinge. Ueberdem hütet sich jeder, da, wo die größeste Sicherheit in der Armuth besteht, Aufwand zu machen, der in die Augen fallen, und ihm Nachstellungen zuziehn könnte.

Die einzigen sehenswerthen Gebäude hier sind die Kirchen, deren es viele giebt, worunter einige groß und prächtig sind. Mit Emporkirchen sind sie nicht belastet, und das macht, daß die doppelte Reihe von Pfeilern

eine schöne Wirkung thut, und dem ganzen Chore ein Ansehen von Größe und Höhe giebt, die unsre Kirchen niemals haben können. Sie werden in großer Ordnung und Reinlichkeit unterhalten, und besonders sind die Altäre mit Bildhauerarbeit, Mahlerey und Vergoldung, wie auch mit Leuchtern und anderm Geräthe von Gold und Silber ausgeschmückt, deren Werth sich auf große Summen beläuft.

In einer von diesen Kirchen zeigte man mir zwey Bilder, in Ueberlebensgröße, vom Heilande und der Jungfrauen. Sie stehn in einem besondern Zimmer, sehr reich angekleidet, und haben verschiedene Priester zur Aufwartung, die so höflich waren, alle Commoden und Koffer aufzuschließen, und mir die reich gestickten Kleider und schönen Juwelen zu zeigen, womit diese heiligen Bilder bey feyerlichen Gelegenheiten ausstaffirt werden.

Die zu den Kirchen gehörigen Klostergebäude sind ebenfalls hübsch, und haben Portäle und Gallerien, wo die Priester ihre abgesonderte Wohnungen haben, in welchen sie alle sanften Bequemlichkeiten des Lebens genießen.

nießen. Kurz, diese aufgeblasene, faule und gemästete Bauchpfaffen, sind gerade das Gegentheil von den armen, demüthigen, kärglich genährten Mönchen auf Teneriffa.

Sicherlich haben die Pfaffen einigermaßen Recht, sich etwas einzubilden, denn die wenige Gelehrsamkeit, die noch im Lande ist, kann man nur bey ihnen suchen. Der so wohlhabende und volkreiche Ort hat nicht eine einzige öffentliche hohe Schule. Lesen und Schreiben macht die ganze Erziehung der Jugend aus; lernt der Knabe über dieses noch ein wenig portugiesisch Küchenlatein, ja! so kann er einmal Bischoff werden.

Man muß sich wundern, daß ein Land, das in so enger Verbindung mit einem Königreiche in Europa steht, als das hiesige mit Portugall, so ganz und gar keine Kenntniß von Künsten und Wissenschaften hat. Die Kunstwerke, die sie in den Kirchen haben, kommen von Europa. Die Einwohner scheinen die Annehmlichkeiten des Lebens kaum von Hörensagen zu kennen. Sie bringen ihre Zeit hin in gedankenloser Gleichgültigkeit, und alle Kenntnisse werden ihnen dadurch vorenthalten, daß man ihnen nur sehr

wenig Bücher zu lesen erlaubt, woraus sie sich belehren könnten.

Es ist die Politik der Regierung, die Leute in der Unwissenheit zu erhalten. Sie schmiegen sich so leichter und gelehriger unter willkührliche Gebote.

Die Bekanntschaft mit den Gesetzen und Gebräuchen der verschiedenen Länder, die vorzügliche Glückseligkeit einer gelinden Regierung, und eigentlich alle Wissenschaft überhaupt, geben den Menschen zu viel Anlaß zum Selbstdenken, welches sie jede Unterdrückung, worunter sie ersenfzen, zu lebhaft fühlen lehrt.

Sie vergleichen die Gesetze ihres eignen Landes, und die Unpartheylichkeit, mit welcher solche in Ausübung gebracht werden, gegen andre Länder, und fühlen sich zuweilen, wenn sie unter gerechten Gesetzverfassungen leben, glücklich. Im Gegentheile aber fühlen sie das Mangelhafte ganz gewiß.

Das Verderben in der Regierungsform zieht ganz natürlicher Weise eine verderbte Denkart des Volks nach sich: jemehr es aus Furcht handelt, je weniger besitzt es Ehrbegierde; und je schwerer es ihm gemacht wird,

bey

bey den Gesetzen Hülfe zu finden, jemehr wird es auf Ränke und Kniffe sinnen, bis endlich jedermann seinen Nachbar nicht anders, als mit argwöhnischen und mißtrauischen Augen betrachtet.

Es ist so unterhaltend als traurig, wenn man seine Betrachtung über das Steigen und Fallen verschiedener Nationen anstellt! —

Portugall, dessen Handel und Schiffarth sich vordem über beyde Indien erstreckte, und welches dem ganzen Europa das Beyspiel gab, aus Ostindien reiche Schätze zu holen, ist gegenwärtig dergestalt herunter gekommen, daß man sich kaum bereden kann, daß die itzigen Portugiesen von denen abstammen, die vor ein paar Jahrhunderten lebten. — In der ganzen Geschichte findet man kein merkwürdigers Beyspiel von Nationaltugend und Entschlossenheit, als in der Art und Weise, wie die Portugiesen das spanische Joch abwarfen.

Wenn man bedenkt, was für eine Anzahl Personen von allerley Ständen um das geheime Vorhaben des Herzogs von Braganza wußten, und wie lange Zeit es verschwiegen bleiben mußte: laß die Verändrung noch so

heilsam für das gemeine Beste, und die Last der Privatpersonen noch so drückend gewesen seyn: es ist und bleibt immer bewundernswürdig, daß keiner von allen, weder durch Furcht vor Strafe, oder aus Hoffnung auf Belohnung sich verleiten ließ, das Geheimniß zu verrathen!

Neunter Brief.

St. Salvador, August 1764.

Ob mir gleich nicht erlaubt worden, die Nonnenklöster zu besehen, so ist doch Madame N** so gütig gewesen, mich nach einem Privatconvente zu führen, wo ich verschiedene junge Frauenzimmer sah, die als Nonnen gekleidet waren. Ich konnte mich nicht enthalten, eine darunter ganz besonders zu bemerken. Sie war ein leibhaftes Bild des Kummers. Ich befragte mich natürlicher Weise nach der Ursach, und vernahm eine Geschichte, welche die furchtbare Gewalt der Inquisition beweist, und wie wenig in einem Lande, wo solch ein Gericht, oder nur seine Officialen geduldet werden, man seines

Eigen.

Eigenthums, ja seines Lebens selbst versichert ist.

Ihr Vater, sagte sie, war ein würdiger, guter Mann; aber sehr reich, und es fügte sich so, daß das bekannt wurde. Die Inquisitoren, ohne weder ihm noch seinen Freunden erfahren zu lassen, worinn sein Verbrechen bestünde, gaben für, er wäre Ketzereyen wegen angeklagt; sie nahmen ihn in gefängliche Haft, nahmen Besitz von seinem Hause u. s. w. und die Seinigen, welche nicht wissen, ob er nach Portugall gesandt, ob er noch hier im Gefängniß, ja nicht einmal gewiß, ob er todt oder lebend ist, haben sich seitdem beständig in ängstlicher Unruhe, zwischen Furcht und Hoffnung befunden.

Mit Grausen und Abscheu hören wir die häufigen Nachrichten von Mordthaten. Wird ein Portugiese beleidigt oder beschimpft, so kann er nicht, wie in England, sich an die Gesetze wenden, um Recht und Gerechtigkeit zu erhalten: in alle Sachen mischen sich die Geistlichen, und der Bannstrahl der Inquisition verändert den natürlichen Lauf des Rechts; aber Rache, blutige Rache!

erfolgt allemal zuverläßig gewiß, es sey nun früher oder später.

Der Beleidigte spürt seinem Gegner so lange nach, bis er ihn endlich alleine im Dunkeln und unbewaffnet findet; da ersticht er ihn von hinten, entweder eigenhändig, oder durch die Hand eines Meuchelmörders, die man um wenig Geld haben kann, und flüchtet dann zur Freystatt am Altare irgend einer Kirche; dort erwerben ihm Beicht und Allmosen Pardon, und ist er davor aller Strafe des weltlichen Arms so sicher, als ob er weit außer Landes wäre. Können seine Freunde einen Gnadenbrief für ihn auswirken, so erscheint er in kurzer Zeit wieder in der Welt, wie zuvor; wo nicht, so wird er Priester, und die Kirche nimmt ihn auf in ihren Schoos, als einen bußfertigen Sünder.

Zehnter Brief.

St. Salvador, August 1764.

Nach dem, was ich Ihnen von dem allgemeinen Charakter der Männer hiesigen Orts gesagt habe, werden Sie wohl keine

große

große Lobrede auf die Weiber erwarten. Da sie von Jugend auf zu keinem Fleiße angeführt, noch ihr Verstand gebildet worden, so zeigen sie ihre natürliche Lebhaftigkeit durch List und Verschmitztheit.

Ihre männliche Anverwandten setzen nicht das geringste Vertrauen in ihre Tugend; zur Vergeltung dafür wenden sie alle ihre Künste an, die Wachsamkeit zu hintergehen, womit man sie hütet, und, um das Gelindeste darüber zu sagen, einen Hang zu Intriguen haben sie fast alle. Wenn ich das erzählen könnte, was die Dunkelheit des Abends bey solchen Weibern verhüllet, die am Tage sonst nirgendswo, als in den Kirchen sichtbar sind, so möcht' es aussehen, als sagt' ich ein Pasquill aufs weibliche Geschlecht.

Manche unter ihnen sind in ihrer ersten Jugend zart, sowohl von Gesichtszügen als von Wuchs des Körpers, durch ihre Gesichtsfarbe aber herrscht ein gewisses Gelb, welches widrig ist, und überdem fangen sie auch sehr früh an, zu alten.

Ihre Kleidung ist für ein heißes Clima eingerichtet. Das wohlgekleideteste Frauen-

zimmer, das ich gesehn habe, trug einen Unterrock von Chitz, ein Hemde von geblümten Musselin, mit schwarzen Engageanten und ans Hemde genähten Halskrausen von eben der Farbe; ohne Schnürleib oder Oberkleid; blos eine breite Schürze von dunkelrothem Sammet, welche rund um die Hüften geschlagen war. Ihr Haar war hinten geflochten, und mit vielen Kämmen aufgesteckt; in den Ohren trug sie Gehenke, und im Haare eine Art von Aigrette, oder vielmehr einen großen Klumpen von massivem Golde, mit Demanten besetzt; um den Hals verschiedene Schnüre einer dünnen goldnen Kette; und um die Arme hatte sie goldne Braceletten, die sehr schwer waren, und jeder weit genug für zwey. Ein paar Pantoffeln wie die Schärpe vollendeten den Anzug.

Eilfter Brief.

St. Salvador, Septemb. 1764.

Seit dem Schlusse meines letztern Briefes haben wir die Erlaubniß erhalten, ein paar Meilen ins Land zu gehen, denn ohne

ohne die durften wir nicht, und auch hernach nicht ohn' unser Geleite.

Wir waren sehr vergnügt auf unsrer Ausfahrt, worauf wir eine reiche, fruchtbare schöne Gegend gesehn haben, obgleich sie fast gar nicht angebauet ist. Nachdem wir einige Zeit durch kühle schattige Wiesen und Felder gewandert, die auf eine offne freye Ebne führten, hatten wir eine sehr angenehme Aussicht nach der See. Im Lande liegen hin und wieder einzelne Bauerhäuser zerstreuet, nebst Gärten mit allerley Früchten, Plantonen, Melonen, Tamarinden, Limonen, Citronen, Pomeranzen, Granatäpfeln, Angurien, und hohe Bäume, welche sich unter der Last von Orangen beugen; eine Frucht, welche hier in der größesten Menge und Vollkommenheit ist. Eine besondre Gattung darunter ist viermal so groß, als diejenigen, die man aus Spanien und Portugall bekömmt, hat keine Kerne, und ist von gar vortrefflichem Geschmack.

Das Ackern wird wenig erfodert, bey einem Boden und Clima, wie das hiesige, wo die schönsten Erdfrüchte mehrentheils von selbst wachsen.

Ich

Ich kann Ihnen kaum sagen, wie behäglich uns das Frische der Abendluft war, dessen wir in dieser heißen Stadt des Tages über entbehren müssen, und wie uns der Schatten der ausgebreiteten Bäume erquickte! Ein Vergnügen, das man nirgend so ganz genießt, als in diesem Clima, wo die schwüle Hitze der Sonne unerträglich ist. In der That erhöht die Klarheit und Heiterkeit des Himmels noch die Schönheit des Prospects, und macht den Schatten desto dunkler. In unsrer Frostluft ist uns die liebe Sonne beständig willkommen, selten zu mächtig, und zu oft abwesend.

Tiefer ins Land hinein, längst der Seeküste besonders, sind große Pflanzungen von Zucker und Toback, welche den Portugiesen gehören, die zu St. Salvador wohnen; bey jeder wird eine Menge Sklaven gebraucht.

Aber es ist weder der Toback, noch der Zucker, noch die Fruchtbarkeit des Erdbodens, wodurch die christlichen Waghälse hierher gelockt sind; sondern vielmehr die Reichthümer, welche in den Eingeweiden der Erde verborgen stecken, und aus welchen sich diese Indianer nichts machen. Die Demantmi-

nen

nen gehören alle dem Könige, und sind eine große Quelle seiner Reichthümer; obwohl diese Demanten nicht so hochgeschätzt werden, als die von Golconda, weil ihr Wasser ein wenig ins Gelbliche fällt. Es giebt hier auch einige Amathysten und der Topasen die Menge, welche man um gar wohlfeilen Preis haben kann.

Ich weis nicht, liegts am Clima, am Boden, oder an der Faulheit und Dummheit der Einwohner, aber es ist gewiß, daß die Portugiesen bey weiten nicht so viel Korn gewinnen, als sie für ihren eignen Tisch gebrauchen. Sie essen pulverisirte Cassada, welches sie Farinna de Pao, Ständermehl, nennen; ein sehr schicklicher Name, denn es schmeckt platterdings nach Nichts, und ists, als ob man Kaff in den Mund nähme; man bäckt kein Brodt daraus, sondern setzt es so roh in einer Schüssel auf.

Weil es nicht Sitte hier zu Lande ist, einem Fremden Pferde anzuvertrauen, so waren wir genöthigt, unsre kleine Landreise in Tragsesseln anzustellen, und da dieses so sonderbare Dinger sind, als ich nur etwas in der Welt gesehen habe: so will ich suchen,

ob

ob ich sie Ihnen beschreiben kann. Sie sind von länglichter Gestalt, vorn und hinten mit einer Stange. Deckel und Boden werden durch die Stücken Holz zusammen gehalten, in welchen die Stangen befestigt sind. Hölzerne Seitenwände haben sie gar nicht, statt deren hängen sie von oben bis unten Vorhänge von Camelot mit Boie gefüttert, die sich, sollte man denken, besser für einen kalten als heißen Himmelsstrich schickten. Auf der Hinterseite ist ein kleiner Sitz, von ungefähr zwey Händebreit. Wers gewohnt ist, mag vielleicht recht gut darauf sitzen können; eine fremde Person aber ist wegen des schmalen Sitzes und des Schaukelns des Stuhles in Gefahr, bey jedem Schritte herab geworfen zu werden. Diese Portechaise wird von zween Mohrensclaven auf den Schultern getragen; der voraufgehende stönt bey jedem Fußtritt; welches sein Hintermann richtig beantwortet; das hilft ihnen, das sie gleichen Schritt halten. Es ist aber ein unangenehmer melancholischer Laut, und als wir zuerst ans Land gestiegen waren, und verschiedene Haufen von Sklaven, die irgend etwas von einem Orte zum andern brachten,

so

so krächzen hörten, meynten wir nicht anders, als sie wären über ihr Vermögen überladen; das flößt uns dann sehr viel Mitleiden mit den Sklaven, und folglich große Verachtung gegen ihre Herren ein.

Ich darf nicht unterlassen, Ihnen Nachricht von einem wundersamen Geschöpfe zu geben, wovon mir die Portugiesen unabläßig vorschwatzen, und steif darauf bestehen, daß ich ihnen glauben soll; ihre Erzählung lautet folgender maßen: daß ein Thier, vom Geschlecht der Schlangen, welches sich in tiefen sumpfichten Gegenden aufhält, besonders an den Ufern der Flüsse, so groß ist, daß es einen Ochsen mit Haut und Haar verschlingt. Sein Griff ist dieser, es fängt beym Zagel des Viehes an, und beleckt es über und über mit der Zunge, welche eine solche Stärke, und dabey sein Speichel eine so sonderbare Eigenschaft hat, daß es dadurch alle Knochen zerbricht, und das ganze Aas weich und schleimig macht. Auf diese Art saugt die Schlange ein Thier hinunter, das viel größer ist, als sie selbst. Sie setzen hinzu, daß mancher Mensch durch diese Schlangen sein Leben einbüßt; denn wenn

irgend

irgend ein Mensch das Unglück hat, einer von ihnen zu Gesicht zu kommen, sey's ihm nicht mehr möglich, ihr zu entgehen. Ich habe eben keinen sonderlichen Glauben zu meinen Erzählern, dennoch muß ich anmerken, daß Don Ulloa, der nach meiner Meynung ein guter Gewährsmann ist, in seiner Reisebeschreibung von einem Thiere spricht, bey welchem die Beschreibung zutrifft.

Zwölfter Brief.

St. Salvador, Sept. 1764.

Ich besorge, daß alles, was ich bis itzt von den Portugiesen auf dieser Küste gesagt habe, mehr Laster als Tugend an ihnen zeigt. Deshalben ist mirs sehr lieb, daß ich zu ihrer Ehre anmerken kann, daß sie bey allen ihren Unarten sowohl viel Menschlichkeit als Klugheit in der Behandlung der ursprünglichen Einwohner des Landes bezeigt, welche sie als ein freyes, obgleich erobertes, Volk gelassen haben; sie haben daraus weder Sklaven noch Knechte gemacht. Der meiste Theil desselben hat sich nach den innern Gegenden

genden des Landes gezogen, woselbst es seinen eignen Gesetzen, und seiner eignen Religion folgt. — Hierinn sind die Portugiesen dem grausamen Vorbilde ihrer Nachbarn, der Spanier, nicht gefolgt, welche ihr Religionseifer bis zur barbarischen Wuth verleitet hat. Der Weg, den diese letzten eingeschlagen sind, die Amerikaner in den von ihnen eroberten Ländern zur Annahme des Christenthums zu bringen, entehrt nicht nur die christliche Religion, sondern selbst die menschliche Natur. Die Portugiesen schicken ihre Missionarien im Lande herum; und es ist eben nichts seltenes, daß die Einwohner Christen werden; Zwang braucht man aber niemals.

Alles, so wohl das männliche, als weibliche Gesinde besteht aus schwarzen Sklaven, die aus Afrika gebracht werden. Sie sind von Natur schon häßlich, werdens aber oft noch mehr gemacht, durch die scheußlichen Måler, die ihnen ihre Aeltern ins Gesicht zeichnen, wenn sie noch jung sind. So bald man sie gekauft, macht man sie zu Christen, und es ist bis zum Erstaunen, was das Aeußere des römischkatholischen Gottesdienstes

für Eindruck auf diese ununterrichteten Gemüther macht. Sie geberden sich eben so ehrerbietig andächtig, als sich der gemeine Mann bey uns in den Städten profan beweiset; sie finden sich unausgesetzt beym Gottesdienst ein, gehorchen ihren Lehrern ohne Widerrede, und haben allen Enthusiasmus der gedankenlosen Andacht. Die glänzende Pracht, die Feyerlichkeit der Processionen, die geheimnißvollen Kirchengebräuche, die Furcht sowohl, als die Bewunderung, womit sie ihre geistliche Väter betrachten, alles trägt das Seinige dazu bey.

Bey der warmen und unverrückten Anhänglichkeit des gemeinen Volks hier, an die Religionsgebräuche, ist mir der Gedanke oft eingefallen, daß die ungekünstelte Einfalt bey dem protestantischen Gottesdienste, die sich so vortrefflich für diejenigen schickt, welche das Wesen von seinem Schatten unterscheiden können, fast zu sehr von alle dem Glanze und Pomp' entläßet ist, welche die Augen des gemeinen Haufens auf sich ziehen, und ihn durch die Einbildungskraft leiten. Die Beichte selbst, würde kein Mißbrauch damit getrieben, ist ein vortreffliches Institut;

und

und wären die römischkatholischen Geistlichen eben so besorgt, die Sitten ihrer Heerden zu bilden, als sie sich bemühen, solche im Eifer für die Kirche zu erhalten, man würde kein tugendhafteres gemeines Volk auf dem ganzen Erdboden antreffen.

Es mag wunderbar scheinen, daß, über was für eine Materie ich auch einen Brief beginne, ich doch fast beständig auf die Religion verfallen bin, eh' ich schließe; aber das kann nicht anders seyn; da, wo jedes Ding mit Religionsgebräuchen umgeben ist, wo die eine Hälfte des Volks vom Aberglauben beherrscht wird, und die andre Hälfte sich desselben bedient, um es zu beherrschen.

Leben Sie wohl und lange, in dem Lande, wo die Menschen weniger von Andacht sprechen, und mehr Tugend ausüben. Adieu!

Dreyzehnter Brief.

Cap de bonne Esperance, Nov. 1764.

Nunmehr hab' ich das Vergnügen, Ihnen von einem Orte zu schreiben, von dem die Reisebeschreiber in den höchsten Aus-

drücken gesprochen haben, und in der That nicht ganz ohne Grund.

Denn, zu geschweigen der vielen Bequemlichkeiten, Erfrischungen, und guter Bewirthung, die man hier vorfindet, bin ich der Meynung, daß die Stadt einem jeden Menschen gefallen muß, weil sie alle die Regelmäßigkeit und Reinlichkeit hat, die man gewöhnlich bey den Holländern findet; die Gassen laufen alle in gerader Linie neben einander hin; der große Marktplatz ist umher mit Bäumen besetzt, und ist ein Canal von Quellwasser hindurch geleitet. Die Häuser sind sehr gut, und haben ein nettes Ansehen von außen; welches, alles zusammen genommen, eine hübsche Stadt ausmacht, die, einige wenige Umstände ausgenommen, eben so nett und bequem ist, als irgend eine unsrer Seestädte in England. Der Gouverneurshof, wie er genannt wird, ist ein sehr großer Garten, welcher der holländisch-ostindischen Compagnie zugehört, wo die Fremden, und zuweilen die Einwohner in einer Art von Mallje spatzieren gehen. Die Art, wie er angelegt ist, scheint etwas sonderbar. In der Mitten befindet sich ein

breiter Gang, der an beyden Seiten mit Eichen bepflanzt ist, ganz dichte bey einander; und die Aeste so gezogen, daß sie genau das Ansehn von Espalliers haben; freylich immer zu hoch für solch einen Gartenzierrath, aber doch zu niedrig für Eichen. Das übrige des Gartens ist in viereckigte Felder ausgelegt, um welche die Gänge auf eben die Weise bepflanzt sind. In den Feldern oder Cabinettern befindet sich eine große Anzahl verschiedener Pflanzen, aus allen Ländern und Himmelsgegenden, und die Eichen dienen so wohl diesen zum Schutz vor heftigen Winden, als den Spatzierengehenden vor den heißen Sonnenstrahlen.

Am Ende des Gartens befindet sich ein eisernes Traillwerk, wodurch man in einen Thiergarten sieht, darinn man verschiedene seltene Thiere und Vögel aufbehält. Der Gouverneur hat eine sehr schöne Sammlung, wovon die meisten dem Lande eigenthümlich sind. Unter den vierfüßigen Thieren befinden sich Zerebra, oder wilde Esel, Elendthiere, Tiger, Leoparden, Wölfe, u. s. w.

In einem etwas abgesonderten Theile des Gartens steht ein recht hübsches Haus, das

Gartenhaus genannt: dieses steht beständig in Bereitschaft für die holländischen Gouverneurs, die nach Indien gehen, oder von daher zurückkommen. Auch den engländischen Gouverneurs, Admirals und obersten Befehlshabern von Flotten macht man wohl das Compliment, sie dahin einzuquartieren, so lange sie hier anliegen.

Die Holländer, welche gerne für gute Gärtner gehalten seyn wollen, zeigen diese Art von Ruhmredigkeit nirgends mehr als hiesigen Orts, welcher durch seine Lage zwischen den beyden äußersten Graden von Hitze und Kälte allem Wachsthum vorzüglich vortheilhaft ist, und fast alle die Früchte, Gewächse und Pflanzen hervorbringt, welche in Europa und Asien zu Hause gehören. Die Einwohner hier sagen selbst, daß es keine Frucht in der Welt gebe, die hier nicht wachse; darinn aber möchten sie sich wohl nicht wenig irren, und auch die Reisenden, die des Caps erwähnt, haben auch in diesem Stücke zu viel gesagt. Wunder ists in der That eben nicht, wenn jemand aus der See kommt, besonders nachdem er lange in Indien gewesen ist, und nun den Tisch mit sol-

chen

chen Haufen verschiedenerley lieblichen Früchten besetzt findet, daran er in beyden Welttheilen gewöhnt war, daß er dann sehr geneigt sey, das hiesige Land für das fruchtreichste auf dem Erdboden zu halten. Reisende bleiben gemeiniglich nicht so lange, bis das Neue bey der Sache vorüber ist, oder denken auch dem Dinge nicht nach. Thäten sie das, ich glaube, sie würden den Reichthum an Früchten nicht so wohl dem Boden und Clima, als vielmehr dem ämsigen Fleiße der Holländer zuschreiben. Ein klarer Beweis für diese Meynung ist, daß die Engländer ehedem Besitzer von dem Cap waren, es aber wegen der großen Unfruchtbarkeit des Landes verließen, und weil es der Mühe und Kosten nicht verlohnte, es zu behalten.

Doch als eine Entschuldigung für meine Landsleute muß ich anmerken, daß, ungeachtet der gegenwärtigen Fruchtbarkeit, und der lachenden Weinberge, Gärten und Pflanzungen, welche über manche Gegenden des Landes zerstreut liegen, doch auch in der Welt nichts dürrer und kahler aussehn kann, als diejenigen Gegenden, welche noch unaufgebrochen liegen.

Niederwärts hat man die engländische Eiche gepflanzt, welche zwar in die Höhe wächst, aber nie breit und dick werden will. Solche europäische Früchte, als Aprikosen, Pfirsiche, Erdbeeren u. dergl. wachsen zwar ungemein häufig, und sind angenehm, aber so vollkommen werden sie doch nie, als in England; und was Orangen und einige andre solche Früchte betrifft, die den warmen Ländern eigen sind, die sind sehr mager.

Mir würde ich das folgendergestalt erklären: daß zwar durch den Fleiß der Einwohner und die ungemein schöne Witterung eine bewundernswürdige Menge und Mannichfaltigkeit an Bäumen, Pflanzen, Früchten und Erdgewächsen erzeugt werde; daß aber doch der Erdboden an sich selbst zu mager sey, verschiedene darunter zu ihrer Vollkommenheit zu bringen.

Die schönste Frucht für mich ist die Weintraube; man hat sie hier sehr groß und von schönem Geschmack. Der Wein wächst, wie in vielen andern Weinländern, im freyen Felde, ohn' alle Pfähle oder Geländer; wegen der schweren Winde aber setzt man, auf die

vor-

vorbeschriebene Art, Eichen um den Weinberg herum, zum Schutz.

Die Weinlese fällt hier in die Monate März und April, da man eine ansehnliche Menge Wein in die Keller bringt. Den weißen nennen sie Cap Madera, und der beste rothe ist eine Art von spanischen Tintwein.

Die Stadt liegt unter den Schutz von drey steilen und hohen Bergen, die sich ziemlich weit ins Land erstrecken; diese Berge haben Benennungen von ihrer Gestalt erhalten, und heißen der Tafelberg, der Zuckerhuth, und der Löwenrumpf. Der erste ist allemal, wenn ein Windsturm kommen will, mit einer dicken Wolke bedeckt, welche das Volk des Teufels Tischtuch nennt. Dieß ist allemal ein untrügliches Zeichen, daß spätestens in Zeit von zwölf Stunden ein starker Wind vom Lande wehen wird. Dieser Wind hält ungefähr zwey oder drey Tage an, wird alsdann auf ein oder zwey Tage still, und fängt darauf, nach eben dem vorhergegangnen Zeichen, wieder vom neuem an; es ist fast ein beständiger starker Wind; doch nicht so heftig, daß nicht während neun Monaten des Jahres die Schiffe ganz sicher

vor Anker liegen sollten, in der Bay, welche die gegenüber liegende kleine so genannte Penguininsel *) formirt.

Während den Wintermonaten, Junius, Julius und August, ist jedes Schiff, das hier ankommt, genöthigt, in einer Bay, acht Meilen ostwärts vom Cap Anker zu werfen, welche man Cap Falso, oder die falsch Bucht nennt.

Die Holländer halten die starken Winde für sehr wohlthätig; denn, sagen sie, das Clima ist heiß, und wir liegen so tief, daß ein gemeiner Wind uns nicht erreichen könnte, und der Ort sehr ungesund seyn würde. So wie es itzt ist, haben sie sich einer ordentlich guten Gesundheit zu erfreuen, indem man wenig siechhafte Leute unter ihnen findet; und dennoch, welches wunderbar genug ist, bringen sie ihr Leben, durch die Bank, nicht höher als funfzig, und eine große Anzahl stirbt zwischen vierzig und funfzig, so,

daß

*) Penguinen sind eine gewisse Art Wasservögel, die unsern Gänsen oder Enten gleichen, aber außerordentlich fett sind. Zu Taverniers Zeiten waren sie so häufig, daß man sie in der Bay mit Stöcken erschlug.

daß ein ordentlich alter Mann oder eine alte Frau unter die seltenen Wunder gezählt wird.

Die Blattern, wenn sie bey ihnen in Schwang kommen, welches einmal in zehn oder sieben Jahren zu geschehen pflegt, sind ihnen eine fürchterliche Seuche. Die Verheerung, die sie anrichten, übersteigt allen Glauben. Ganze Familien, Aeltern, Kinder und Sklaven raffen sie zuweilen hin. Sie pflegen sich über das ganze Land auszubreiten, und die Leute ziehen sich ab von ihren Nachbarn, um dieser Pest zu entgehen.

Die Holländer behaupten, daß hauptsächlich das Clima die Blattern so gefährlich macht. Ich kann aber ihre Tödtlichkeit nicht sowohl dieser Ursach, als zween andern Schuld geben; erstlich, ihrer gänzlichen Unwissenheit, diese Krankheit zu behandeln; und zweytens, daß ihre Körper sich immerwährend in einem unschicklichen Zustande für die Blattern befinden; meistentheils sind es dicke fette Leute, welches theils von ihrer Diät kommt, (sie bereiten ihre Speisen mit zu viel Fett und Butter, und die Kinder essen das alles mit) theils von ihrem Mangel an Leibesbewegung, deren sie sich sehr wenig machen.

Denn

Denn obgleich die Holländer von Natur gute Haushälter und Erwerber sind, so werden sie doch hier zu Lande der Unthätigkeit bald gewohnt, weil alles, was Arbeit heißt, den Sklaven auferlegt ist.

Die innern Gegenden des Landes, welche laut allen Nachrichten schön seyn sollen, werden von Reisenden selten besucht. Die Holländer aber haben Landgüter bis auf einige hundert Meilen tief hinein. Die Leute, welche auf denselben die Wirthschaft führen, reisen alle Jahr mit ihren Feldprodukten an Korn, Butter, Früchten u. s. w. nach dem Cap. Sie reisen in bedeckten Frachtwagen, wovor sie acht Pferde spannen, und sind damit drey oder vier Wochen unterwegs. Ungeachtet diese Leute keinen Schutz haben, und diese Meyereyen ungemein weit von einander entfernt liegen, so leben sie nichts desto weniger in stiller Ruh und Frieden, worinn sie die Hottentotten nicht im geringsten stören.

In einer Weite von zwey oder dreyhundert Meilen landwärts giebt es warme Bäder, welche die Holländer fast gegen alle Krankheiten für sehr heilsam halten; den

Eng-

Engländern aber, die sie versucht haben, scheinen sie beständig schädlich gewesen zu seyn. Nichts, als die wahre Noth, sollte ich meynen, kann einen Menschen treiben, eine so lästige und beschwerliche Reise zu unternehmen. Man kann nicht anders dahin gelangen, als in bedeckten Wagen, findet wenig Bequemlichkeit unterwegs, muß theils durch eine Wildniß, worinn es Tiger, Leoparden u. s. w. giebt, und man ist dabey nicht ohne Gefahr vor den Sklaven, die ihren Herren entlaufen, in diese Wildniß geflüchtet, und durch ihren unglücklichen Zustand zur Verzweiflung gebracht sind.

Ich bin, u. s w.

Vierzehnter Brief.

Cap de bonne Esperance, Dec. 1764.

Die Stadt ist hier völlig das Gegentheil von der, wo wir zuletzt herkamen; und unser dortiger Aufenthalt macht uns die Freyheit um so angenehmer, die wir hier haben, zu gehn und zu thun, wo und was wir wollen. Die Polizey der Holländer ist vortrefflich!

Sie

Sie bewirkt eine gute Haushaltung, Ordnung und Wohlanständigkeit.

Die vornehmsten Beamten sind, der Gouverneur, der Vice- oder (wie sie ihn heißen) zweyte Gouverneur, und der Fiscal; eine geringe Anzahl Soldaten steht unterm Commando eines Officiers, der Obristlieutnants Rang hat. Der Gouverneur ist schon manches liebes Jahr hier, und hat sich mit leisen Schritten vom gemeinen Soldaten zu seinem itzigen Range herauf gearbeitet. Die meisten Einwohner sind hier gebohren, und die meisten werden auch hier wieder begraben werden. Denn, im Durchschnitt genommen, haben sie weder Neigung noch Vermögen nach Europa zu gehen. Die meisten sind hier verheurathet und verschwägert; sie haben Häuser und Länder; sie erwerben nicht so viel, daß sie mit großen Reichthümern nach ihrem Vaterlande heimkehren könnten, aber immer so viel und gewiß, wovon sie hier gemächlich leben können, und das unter einer gelinden Regierung, und in einem so vortrefflichen Clima.

Ich bin noch an keinem Orte gewesen, wo die Menschen ihres Lebens so froh zu seyn schienen;

schienen; wenig nur sind sehr reich, kein einziger aber eigentlich arm. Große Reichthümer würden sie nicht brauchen können, sie haben keine Gelegenheit vielen Aufwand zu machen. Diejenigen, welche ihr ordentliches Auskommen haben, sind dabey vergnügt, weil sie niemals mehr erwarteten; sie haben wenige Ideen und wenige Bedürfnisse, und der Holländer hat hier die angeborne glückliche Duldmüthigkeit, die's ihm ganz gut seyn läßt, ohne daß seine Seele sich weder mit Arbeit oder Zeitvertreib zu beschäfftigen brauche.

Das Frauenzimmer ist viel geschäfftiger: man kann nicht eigentlich, unterscheidungsweise, sagen, das holländische Frauenzimmer sey delikat; aber es ist ehrbar, gut bey Fleische, munter und gesund.

Constanzia, ein Ort, den alle Fremden besuchen, ist eine holländische Landwirthschaft, ungefähr acht Meilen von der Stadt, und berühmt wegen des schönen Weins, so wohl rothen als weißen, der da gemacht, und allenthalben sehr geschätzt wird, weil er beydes schön und nicht häufig ist. Die Beeren in diesem Weinberge haben einen Vorzug vor

allen

allen andern im Lande, welches an einer besondern Eigenschaft des Erdreichs liegen muß.

Funfzehnter Brief.

Cap, Februar. 1765.

Das Angenehmste, was den Leuten hier begegnen kann, ist die Ankunft eines engländischen Schiffes, weil es das Geld in Umlauf setzet; und in der That leben die meisten Leute in der Stadt vorzüglich von den Engländern, nicht nur dadurch, daß sie die Schiffkapitaine und die Passagier ins Haus und in die Kost nehmen, sondern daß sie auch die Schiffe mit Lebensmitteln versorgen. Es legen auch manche französische Schiffe hier an, und gleichfalls alle Holländer, die nach Indien gehen, und daher kommen, allein die letzten sind sie verbunden, zu gewissen Preisen zu versehen, welche von der ostindischen Compagnie festgesetzt sind; und weil weder die Holländer noch die Franzosen so milde im Geldverzehren sind, als die Engländer, so sind sie dafür auch nicht so liebe Gäste.

Es

Es ist so eingeführt, daß jede Person täglich für Logis und Tisch einen Reichsthaler bezahlt, dafür hat man dann auch alles. Der Tisch ist reichlich, die Zimmer und Betten reinlich, und die Leute dienstfertig, und, was uns Fremden sehr angenehm ist, die meisten sprechen Englisch; viele wissen auch Französisch; deswegen befinden sich alle Fremde in diesem Hafen mehr zu Hause, als man glauben sollte.

Sechszehnter Brief.

Cap, Febr. 1765.

Die Dienstleute der Holländer sind, bis auf einige wenige Hottentotten, lauter Sklaven, die man aus verschiedenen Gegenden von Ostindien herbringt. Was mir sehr sonderbar scheint, ist, daß diese kein Holländisch sprechen lernen, sondern vielmehr die Holländer den Dialekt dieser Sklaven, welches man Portugiesisch nennt, eigentlich aber nur ein Mischmasch ist. Einige dieser armen Menschen nennt man Malayen, von der Insel Malacca, welche ostwärts von Indien

liegt, und unter holländischer Bothmäßigkeit steht. Diese Malayen unterscheiden sich von den andern Sklaven dadurch, daß sie ein viel platteres Gesicht, länglichtere und weiter von einander stehende Augen haben; ebenfalls sind sie auch nicht so schwarz, sondern vielmehr blaßgelb. Diese Gattung Menschen ist merkwürdig wegen der Heftigkeit ihrer Leidenschaften, und sind sie im höchsten Grade rachgierig. Ein trauriges Beyspiel dieser Heftigkeit hat sich erst kürzlich eräuget. Einer von ihnen, dem sein Herr Etwas zu leide gethan hatte, überließ sich der Wuth seiner Leidenschaft, und, wie hier die Bosheit heißt, rann einen Muck, eine hier nicht ungewöhnliche That. Das Erste, was er thgt, war, sich mit Opium trunken zu machen, darauf ließ er sein langes Haar aufgelöset fliegen, stürzte sich mit einem Messer in der Hand heraus auf die Gasse, lief gerade vor sich weg, um alles zu erstechen, was ihm begegnete, Mann, Weib, Kind oder Vieh. Zum Glück stach er nur einen Menschen übern haufen, eh' er ergriffen wurde. Allein die Execution, die darauf erfolgte, war die grausamste, welche der menschliche Witz ersinnen

kann.

kann. Ein langsamer Tod auf der Folterbank, unter einer solchen Qual von glühenden Eisen, daß es zu scheußlich wäre, nur zu erzählen.

Siebzehnter Brief.

Cap, März 1765.

Mit Fleiß hab' ichs verschoben, Ihnen eine Nachricht von den wilden Eingebornen des Landes hier, den Hottentotten, zu geben, bis ich sicher seyn konnte, daß die wunderbaren Dinge, die man von ihnen sagt, wahr wären. Mit meinen Augen hab' ich mich von Einem und dem Andern überzeugt, und das Uebrige hab' ich von glaubwürdigen Leuten.

Sie kommen ziemlich weiß, und nicht ungestaltet zur Welt, sobald aber ein Kind gebohren ist, reibt man es über den ganzen Körper mit Oel, und legt es an die Sonne; dieß wiederholt man so lange, bis es braun wird; auch drückt man dem Kinde die Nase ein, so, daß sie ganz platt am Gesichte liegt. So wie sie heran wachsen, fahren sie beständig

dig fort, sich mit Oel oder Fett zu reiben, und werden dadurch nach und nach rabenschwarz; es scheint, sie thun das, um mehr Stärke zu bekommen.

Ihre Kleidung besteht in fast völlig rohen Thierhäuten. Eins solcher Felle binden sie über der Schulter, und ein anders wie eine Art von Schürze um die Hüften. Um ihre Vorderarme, Hüften und Schenkel tragen sie zum Schmuck Glaskorallen, zerbrochne Stücken von Pfeifenstielen, Stückchen von Messing, und andre solche Schnurrpfeifereyen, zuweilen so gar aufgetrocknete Gedärme von Thieren.

Ihr ganzer Reichthum besteht im Vieh, und ihre Beschäfftigung, solches zu füttern, ausgenommen, daß sie auch auf die Jagd nach wilden Thieren gehen, worinn sie sehr geschickt und erfahren sind. Die Häute bringen sie ordentlicher Weise zur Stadt, und vertauschen solche mit den Holländern gegen Glaskorallen, u. dergl. oder gegen Brandtewein, wovon sie gar starke Liebhaber sind.

Völlerey im Fressen und Saufen sind die Laster, denen sie am meisten ergeben sind. Sie wissen im Essen oder Trinken keine Mäßi-

gung

gung zu halten, sondern, sobald es nur bey ihnen steht, gehn sie mit ihrer Gierigkeit über alle Schranken hinaus, und verschlingen in einer Mahlzeit so viel, wovon sie tagelang leben könnten, und selten hören sie auf, so lange noch Speise oder Trank vorhanden ist; alsdann legen sie sich in ihren Schlafstall so lange zur Ruhe, bis sie der Hunger wieder aufjagt.

Sie wissen unter sich nichts von einem Oberhaupte, und wählen sich nur Anführer zu Kriegszeiten, weil die hottentottischen Nationen oft gegen einander Krieg führen, obgleich nie gegen die Holländer. Allein diese Anführer haben nichts unterscheidendes in ihrer Art zu leben; denn sie haben nicht den geringsten Begriff von Hoheit und Ansehn, oder von dem, was andre Menschen Gemächlichkeiten des Lebens nennen.

Es ist zweifelhaft, ob sie einigen Begriff von einer Gottheit haben, weil man bey ihnen nicht das geringste wahrnimmt, was einem Religionsgebrauche ähnlich sieht. Die meisten Holländer sind indessen der Meynung, daß sie die Sonne anbeten; eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung. Denn ob sie

gleich kaum eine kleine Stufe über den unvernünftigen Geschöpfen zu stehen scheinen, so muß man ihnen doch die Fähigkeit zu denken einräumen, folglich müssen sie die Erde, den Himmel, und was um ihnen ist, einem höhern Wesen zuschreiben. Die Sonne ist das glorreichste Wesen, das wir sehen, und das fähigste, solchen Menschen Neigung zur Anbetung einzuflößen, welche nicht belehrt sind, daß sie nur Eins von den vielen bewundernswürdigen Werken des Allmächtigen ist.

Daß sie weder Bücher noch Buchstaben oder Zeichenschrift von irgend einer Gattung haben, kann man denken. Ihre Sprache besteht mehrentheils aus Geberden, in Kopfschütteln, und in einem unvernehmlichen Gurgeln in der Kehle.

Ihre Gewohnheit, den alten Leuten unter sich zu begegnen, ist abscheulich. So bald sie so alt werden, daß sie nicht selbst mehr für ihre Nahrung sorgen können, bringen ihre Anverwandte sie an einen entfernten Ort, und lassen sie da todt hungern. In allem übrigen Betracht ist es das ruhigste, und wenigst boshafte Volk in der Welt.

Zuwei-

Zuweilen kommen einige, bey den Holländern zu dienen, und thun ganz gut; auf ihre Ehrlichkeit kann man sich in allen Stücken verlassen, nur starke Getränke muß man ihnen nicht anvertrauen; denn sie haben alle, Mannsen und Weibsen, einen solchen Hang zur Trunkenheit, den man nicht überwältigen kann. Diejenigen, welche sich zum dienen begeben haben, verändern ihren Aufzug, und werden gekleidet, wie die Sklaven; sie kehren aber auch zuweilen nach ihrer Heimath und zu ihren alten Sitten zurück.

Achtzehnter Brief.

Pondichery, Junius 1765.

Das Schiff, womit wir hier angekommen sind, lief erst zu Nagapatam ein, woselbst ein holländisches Comtoir ist, auf der Küste von Coromandel. Dieser Vorschmack, den ich da von Indien hatte, machte mich mehr stutzig, als daß er mir gefallen hätte. Ich konnte den Anblick der großen Menge von Mohren nicht ausstehn, welche bey unserer Ankunft ans Ufer gelaufen kamen; ob

ich gleich bekennen muß, daß sie mir nichts weniger als fürchterlich schienen. Denn beym ersten Anblick hielt ich sie alle für Weibsen, wegen des weibischen sowohl in ihrer Person, als in ihrer Tracht; ihre langen weißen Jemmers und Turbane kommen einem Fremden so wahrhaftig weibisch vor! Aber das Ekelhafteste ist die fast paradisische Nacktheit des gemeinsten Haufens.

Bey unsrer Ankunft fanden wir den Ort in der größesten Verwirrung, wegen der Flucht des Gouverneurs, der eben mit einem engländischen Schiffe heimlich entwichen war, mit welchem er nach Madraß gieng, und sich in des dasigen engländischen Gouverneurs Schutz begab. Man hatte ihn kaum vermisset, als ein anderer Gouverneur von Batavia anlangte, der die Vollmacht hatte, seinen Vorweser als einen Gefangenen dahin zu schicken. Als man fand, daß er den Ort gesegnet hatte, war der Holländer so barbarisch, daß er die zurückgelassene Frau mit der äußersten Härte behandelte, ihr sogar das Haus ausleerte, und sie mit ihren Kindern in ein scharfes Gefängniß setzte.

Ueber das Gute oder Schlimme des vorigen Gouverneurs waren die Meynungen sehr getheilet; allein ich werde Sie mit dergleichen Sagen nicht weiter behelligen, als nur in so ferne, um anzumerken, daß ich dadurch so viel erfahren habe, daß sein Schicksal eben nicht unter die ungewöhnlichen Fälle gehört, und ferner, daß die holländische ostindische Compagnie folgende politische Maxime hat: Sobald ein Gouverneur eine ansehnliche Summe vor sich gebracht hat, fodert man ihn zur Rechenschaft, wie er dazu gelangt sey? und es hat noch beständig in ihrer Macht gestanden, gegen ihre Gouverneurs eine oder die andre Beschuldigung gültig zu machen, wodurch sie Strafe verwirkt haben. Die Strenge der Gerechtigkeit ist aber noch allemal gegen Einbuße der Hälfte oder zwey Drittheile des erworbenen Vermögens gemildert worden. Nun mögen Sie urtheilen, wie sich diese Liebhaber der Gerechtigkeit die Nägel zerbeißen müssen, daß ihnen ein Delinquent so ungestraft aus dem Lande entwischt.

Die Gouvernementer der Holländer in Indien sind nicht, wie die der Engländer, von

einander unabhängig, sondern stehen unter dem Generale zu Batavia, dem sie zur Rechenschaft stehen müssen. Dieser General ist vielleicht der größeste und mächtigste Unterthan in der ganzen Welt.

Itzt schreibe ich Ihnen hier von Pondichery. Der Stein- und Schutthaufen dieser ehemals schönen Stadt erfüllte mein Gemüth mit einer sanften Melancholey; man empfindet eine Art von ehrfurchtsvollem Mitleiden bey aller gesunkenen Größe, selbst bey leblosen Dingen. Ein kleiner Theil des Pallasts ist noch stehen blieben, von der ganzen Stadt aber nicht mehr als zwey Häuser, und diese sowohl, als die schönen Festungswerke, in sehr kümmerlichen Umständen.

Ich kann mich der Vorstellung nicht erwehren, was die armen Einwohner während der Belagerung müssen gelitten haben; ihrer Güter beraubt, ihre Häuser zertrümmert; Wittwen, die den Verlust ihrer Gatten beweinen, Mütter den Tod ihrer Kinder!

Sie hatten gleichwohl noch den Trost, als sie überwunden waren, daß sie in die Hände eines mitleidigen Feindes fielen. Die beständig eben so barmherzigen als tapfern

Eng-

Engländer bezeigten es niemals mehr, als bey dieser Gelegenheit. Das Eigenthum der Bürger ward, so viel als möglich, verschont; die französischen Familien wurden zu Madraß aufgenommen, wo ihnen mit der größesten Milde und Güte begegnet ward. — Neben bey behielten sie auch noch ein anders Privilegium, welches ihnen vom Himmel ertheilet ist; ich meyne, die angeborne Gaïeté de Coeur, die der französischen Nation so besonders eigen ist, vermöge welcher sie ihren Verlust und Verdruß bald vergaßen, und, wie gewöhnlich, beym Schall einer Geige den Fuß zum fröhlichen Tanze aufhuben.

Neunzehnter Brief.

Madraß, oder Fort St. George,
Junius 1765.

Sie wünschen mir gewiß Glück, daß ich endlich in Indien, und in einem engländischen Etablissemente angelangt bin; allein, es ist nur auf ein paar Tage, dann kehre ich wieder zu dem stürmischen Ocean zurück. Unterdessen konnt' ich doch nicht umhin,

umhin, Ihnen eine kleine Nachricht von der Stadt zu geben, so unvollkommen solche auch seyn muß; denn es wäre unverzeihlich, wenn ich sie mit Stillschweigen übergienge, und nicht ein paar Worte zu ihrem Lobe sagte, da sie ohne Widerrede eine der hübschesten ist, die ich jemals gesehn habe. Madraß ist von Grund aus von den Engländern erbauet. Der Ort ist stark befestigt; und die Wälle und Festungswerke sowohl, als die Baracken für die Soldaten, die Zeughäuser, und alle übrigen öffentlichen Gebäude sind so angelegt, daß sie beydes zweckmäßig sind, und zur Schönheit des Orts beytragen.

Die Stadt ist nach Linien in Gassen und Marktplätze ausgetheilet; die Gebäude sind nett und artig, einige darunter groß; in allen guten Häusern sind die Wohnzimmer im ersten Stockwerke, und auf ebenen Boden; die Zimmer sind geräumig und sehr hoch. Die meisten Häuser werden mit einem Varendar gebauet, das ist eine Terrasse, oder Gallerie, deren Fußboden mit den Wohnzimmern in der Fronte, zuweilen auch hinter dem Hause herum, gleichläuft, auf Pfeilern ruht, einem Dache gleichfalls auf Pfeilern, und mit Ge-

ländern,

ländern, sich darauf zu lehnen. Die Varendars geben dem Hause von außen ein schönes Ansehn, und sind von großem Nutzen. Des Tages halten sie die Sonne ab, und des Abends sind sie kühl und angenehm, darinn zu sitzen. Was aber den Häusern die schönste Zierde giebt, ist ein diesem Ort besonders eigenes Baumaterial, nämlich eine Art Kalk oder Kütt, das sie Channam nennen, und von einer Art großen Austerschalen gemacht wird, die man hier an der Küste findet. Diese Schalen, wenn sie gebrannt und zerstoßen sind, machen mit Wasser angefeuchtet den festesten Kütt, den man nur erdenken kann. Zum Tünchen mischt man Milch, Eyweiß und einige andre Ingredienzen dazu; wenn es trocken worden, wird es so hart, und beynahe so schön, als Marmor. Man übertüncht damit die Wände der Zimmer, der Treppen u. s. w.

Nicht weit von der Stadt liegt ein kleines schönes Haus mit einem Garten, woselbst der Nabob von Arcot zuweilen residirt. Die Wärme des Clima verträgt sich sehr wohl mit einem offnen, luftigen Styl in der Baukunst, welcher dem Auge sanft thut. Ein

auf

auf Pfeilern ruhendes Dach ist lieblicher und freyer, als Wände mit Fenstern und Thüren. Ueberdem kann man die Zimmer mit mehr Ebenmaße anlegen, wenn man sie nicht mit Caminen belasten darf. Die Küche ist allemal in einige Entfernung verlegt, und Bedientenzimmer hat man hier nicht.

In einiger Weite außer den Wällen von Madraß ist die schwarze Stadt, worinn allerhand Kram- und Handwerkerbuden sind, und woselbst die niedrigen Dienstbothen der Engländer alle beysammen wohnen; denn diese sind so strenge Beobachter ihrer Religion, (deren Gesetze Ihnen zu beschreiben ich künftig besser im Stande seyn werde) daß sie in den Häusern ihrer Herrschaften weder essen noch trinken, ja nicht einmal gerne schlafen wollen: und wenn sich's zufällig trifft, daß sie volle vier und zwanzig Stunden, oder gar länger zu bleiben genöthigt sind, ohne nach Hause zu gehen, so fasten sie lieber, ehe sie mit jemand äßen oder tränken, der nicht von ihrem Stamme*) ist.

Die

*) Das engländische Wort Cast hätt' ich wohl durch Wurf geben können, wenn mich nicht der Gedanke

Die Engländer machen viel Rühmens von einem zehn Meilen von hier gelegenen angenehmen Berge, auf welchem der Gouverneur und einige andre Europäer Gartenhäuser haben, die, wie sie sagen, schön und kühle seyn sollen. Lassen Sie sich aber durch alles, was ich gesagt habe, nicht verleiten, zu glauben, als ob etwas hier den noblen Gebäuden in England gleich käme; ich habe nichts weiter damit sagen wollen, als daß durch die Stadt, im Ganzen genommen, eine so ungekünstelte Zierlichkeit herrsche, der es nicht fehlen kann, allgemeinen Beyfall zu finden.

Wegen der Religion der Dienstbothen, der Hitze des Clima und andrer zufälligen Umstände ist die Lebensart hier so sonderbar, daß ich kaum glauben kann, daß ich unter Engländern bin. Ich bin itzt nicht im Stande, Ihnen eine umständliche Beschreibung davon zu machen: deswegen will ich nur das Einzige sagen: die Leute hier verwenden viel auf

danke daran gehindert, daß es dennoch immer Menschen bleiben, und keine Hunde werden, ob es gleich den Herren Europäern belieben mag, diese armen Hindu's oder Gentu's so ungefähr als Hunde vom ersten Wurfe zu achten.

auf Pferde, Kutschen, Palenkins, und zahlreiche Bedienten; halten viel auf Lustbarkeiten und Kleiderpracht; unter einander sind sie gesellig, und gegen Fremde höflich und gastfrey.

Die Hitze ist hier unmäßig, das Clima aber wird, für ein indianisches, für gesund gehalten, und die Leute kommen häufig von Bengalen hierher, der Gesundheit wegen, denn der Boden ist nicht sumpfig, und ein andrer Vortheil ist der wohlthätige Seewind, welcher täglich um zwölf oder ein Uhr Mittags zu wehen anfängt, und bis Mitternacht anhält: so bald als der Wind von der See herkommt, verändert sich die ganze Luft, und bleibt zwar heiß, aber doch weniger als sonst. Die übrigen zwölf Stunden weht der Wind vom Lande.

Die Abendluft ist so trocken, daß die Leute sehr oft, ohne alle Decke, auf den platten Dächern ihrer Häuser schlafen, und sich völlig wohl darauf befinden.

Ich werde hier aufgehalten wegen der fürchterlichen Brandung, welche seit zwey Tagen Berghoch geht. Es ist mir unbegreiflich, wie an dieser Küste, selbst bey schwachem

Winde,

Winde die Brandung oft so stark ist, daß sich kein Boot hindurch wagen darf: und in der That macht sie beständig solche Quellen, daß einem schon davor grauen kann.

Aus Bengalen habe ich wieder das Vergnügen, Ihnen zu schreiben. Ich bin, u. s. w.

Zwanzigster Brief.

Calcutta, August 1765.

Endlich habe ich das Vergnügen, Ihnen unsre Ankunft zu Calcutta zu berichten. Die Fahrt von Madraß hierher, so kurz sie ist, so gefährlich ist sie. Denn die Einfahrt in die Mündung des Gangus ist wegen der häufigen Inseln, die die Aerme des Flusses machen, ein gefährliches Stück Arbeit der Seefahrerkunst. Manche dieser Aerme sind für sich selbst schon große Flüsse, und welche, nachdem sie manche Theile verschiedener Provinzen überströmt und fruchtbar gemacht haben, sich mit großer Heftigkeit und dem Brausen gewaltiger Wasser ins Meer ergießen.

Hierzu kommen die häufigen Sandbänke, welche durch den schrecklich reißenden Strom ihre Lage verändern; deswegen ist es nöthig, einen der Tiefen und Untiefen wohl kundigen Lootsen zu haben; weil man die aber nicht immer bekommen kann, so laufen dadurch manche Schiffe Gefahr, und gehen zuweilen verlohren.

Einundzwanzigster Brief.

Calcutta, April 1766.

Letzte Nacht, oder vielmehr heute frühmorgens, hatten wir für das erstemal seit meiner Ankunft einen sogenannten Nordwester, welche in der heißen Jahrszeit sehr gewöhnlich sind. Ein Nordwester ist ein heftiger Windsturm aus der Gegend, welcher mit Blitz, Donner und Regen begleitet ist. Die entsetzlichen Blitzstralen, das Krachen des Donners, das Geheule des Windes, der alles vor sich fortreißt, und die dicken Regengüsse sind alle zusammen grauenvoll. Mich däuchtete, das entsetzliche Hallen eines jeden Donnerschlages müßte das Dach des

Hau-

Hauses, worin ich war, von einem Ende zum andern zerspaltet haben.

Als der Sturm ausgeraset hatte, erschienen der goldne Morgen und die strahlende Sonne; das machte bey der abgekühlten Erde auf einige Stunden die lieblichste Luft, die man sich nur wünschen kann, aber es folgte nur zu bald wieder eine unmäßige Hitze; denn nach jedem Nordwester nimmt die Hitze merklich zu, bis die Regenzeit eintritt. Alle Menschen beginnen nun nach dieser Jahrszeit auszusehen, und wünschen, sie wäre schon da.

Die traurigen Wirkungen der Sonnenstrahlen machten einem melancholische Gedanken. Die Menge der plötzlichen Todesfälle unter den Engländern, und die Vorsichtigkeit, zu der sie genöthigt sind, ihr Leben zu erhalten, macht die gegenwärtige Jahrszeit unerträglich; und wenn sichs begiebt, wie wohl zuweilen geschieht, daß die Regenzeit ein wenig später verzieht, so nimmt das Sterben unglaublich überhand.

Die Seuche, woran die meisten Menschen sterben, wird hier ein Pucker-Fieber genannt, welches zuweilen den Kranken in

wenig Stunden dahin rafft. Die Aerzte halten es für den höchsten Grad der Fäulung. Einige haben indessen langwierigere Krankheiten, als z. B. übergetretene Galle, welches hier ein so gewöhnliches Uebel ist, daß sehr wenig davon ganz frey sind. Die durchdringende Hitze erschlafft die Magenhäute so sehr, daß dadurch die Verdauung gehemmt wird, welches denn manche Krankheit, und oft den Tod verursacht.

Es ist oft gesagt, obgleich immer mit Unrecht, daß dies Clima hier niemals ein engländisches Frauenzimmer tödte; man muß freylich zugeben, daß nicht so viel Weiber an den heftigen Fiebern sterben, als Männer, welches eben kein Wunder ist, indem wir mäßiger leben, und uns des Tag's über der Hitze weniger aussetzen; und vielleicht verhindert die Schwäche unsrer körperlichen Beschaffenheit die Heftigkeit der Krankheit, und verursacht einen langwierigen Tod, statt eines schnellen. Das meiste engländische Frauenzimmer aber kränkelt hier an Nervenschwäche, schleichenden Fiebern und an der Galle. Die genannten Krankheiten und die unaufhörlichen Ausdünstungen entblät-

tern

tern sehr früh die Rosen auf den Wangen der Schönheit und Jugend, und giebt ihnen eine blaßgelbe Gesichtsfarbe.

Ich wollte Ihnen eine Nachricht von der Witterung und dem Clima geben, und da bin ich unvermerkt auf ihre Einflüsse gekommen. Jede Witterung geht hier auf den höchsten Grad, nur die Kälte nicht. Die Hitze ist glühend, der Regen, Wolkenbrüche, der Wind, Donnersturm und die Hagelsteine, o ich mag nicht sagen wie schwer, damit Sie nicht glauben, ich bediene mich der Freyheit eines Gereiseten. Was ich aber beständig mit Ehrfurcht und heiligen Grauen, und zugleich mit Entzücken betrachte, ist das Wetterleuchten, das wir hier alle Abende ohne Ausnahme haben. Es ist nicht das Augen blendende Blitzen, das ich sonst zu sehen gewohnt bin, sondern ein schönes Feuer, welches hinter den Wolken spielt, und sich in allerley Richtungen, und in ewiger Abwechselung von zückender Wellung, von einer Gegend des Himmels zur andern bewegt.

Zweyundzwanzigster Brief.

Motteh Jill, Sept. 1766.

Da die Regenzeit noch nicht völlig vorüber war, als wir den ersten September von Calcutta abfuhren, so gieng unsre Farht den Strom herauf nur sehr langsam. Wir brachten vierzehn Tage zu, ehe wir Cossumbuzar erreichen konnten, wo wir ein paar Tage zubrachten. Zu Cossumbuzar haben die Engländer eine Factorey, wo eine Menge roher Seide bereitet wird; man verfertigt da auch allerley Seidenstoffe, Taschentücher, Strümpfe, Handschuh, und mehr dergleichen Artickel. Strümpfe, Handschuh und dergleichen werden von Mannspersonen gestrickt.

Die Beamten der Compagnie mögen gar gerne nach diesen auswärtsgelegenen Niederlassungen gesetzt werden, weil mehr Vortheil dabey zu machen ist, als bey dem Gehalt zu Calcutta; ob es gleich da übrigens nicht so angenehm seyn mag, indem bisweilen nur drey oder vier Engländer sich

unter

unter dem ganzen Haufen von Schwarzen befinden.

Nicht weit über Cossumbuzar liegt Motteh Jill, *) oder Perlensee, einer der hübschesten mahumedanischen Palläste, und gegenwärtig die Wohnung des engländischen Residenten zu Durbor. Der Fleck hat seinen Namen von einem klaren See, der ihn ganz umgiebt, bis auf einen schmalen Eingang. Es war ein ehemahliger Nabob von Muradabad, der den Ort anlegte. Im Fall eines Krieges war es ein Sicherheitsort, wohin er seine Weiber und Kinder bringen konnte.

Die Bauart ist wie landüblich; mitten auf der Erde sind in gewisser Entfernung von einander verschiedene Verschläge zusammengehöriger Zimmer, die meistens klein und dunkel sind; was aber noch am allerwenigsten meinen Beyfall findet, sind die unnöthigen Kosten, die sie auf die Mauern verwendet haben. Denn von jedem Verschlage oder Hauptabtheilung von Zimmern geht zu beyden Seiten eine dicke Mauer aus,

*) Motteh, eine Perle. Jill oder Gill, (im deutschen Dschill ausgesprochen) ein See.

die bis ans Wasser reicht. Das ist so der Geschmack in den meisten ihrer Palläste. Die Mauern sind nicht zu dem Ende da, wie unsre Gartenmauern in England, denn sie pflanzen keine Fruchtbäume daran, auch kann ich gar keinen andern Zweck dabey finden, als den Garten in kleinere Theile zu theilen, und dadurch seine Schönheit zu verringern und die Hitze zu vermehren.

Unter ihren Gebäuden nimmt sich nichts besser aus, als die, in dem offenen Style, Apartementer, die keine Wände haben, sondern bloß Dächer, die von einer doppelten oder dreyfachen Reihe von leichten schlanken Pfeilern getragen werden, welches sehr angenehm ins Auge fällt.

Man kann leicht denken, daß der Nabob, welcher so große Summen daran wendete, zu bauen, zu pflanzen, und den ungeheuren See auszugraben, sichs wohl eben nicht träumen ließ, daß es einst die Wohnung eines christlichen Befehlshabers seyn, daß er es nach seinem eignen Geschmacke verändern und verbessern, daß es durch Christen verunreinigt, und durch den Gräuel, von Schweinefleisch geschändet werden sollte.

Noch

Noch viel weniger konnte er vorhersehen, daß seine Nachfolger auf dem Muhmed *) genöthigt seyn sollten, diesen Befehlshabern zu schmeicheln; daß sie ihre Subaschafft von den Engländern gleichsam als ein Gnadenlehn tragen, und von diesen bey allem Flitterpompe der königlichen Würde erhalten werden sollten, ohne die geringste wirkliche Macht derselben zu besitzen.

Unmittelbar über Motteh Jill liegt Muxadabad, **) gegenwärtig die Hauptstadt aller drey Provinzen, ein elender schmutziger Ort. Die Palläste des Nabobs und die Häuser der Vornehmen sind von Stein, mit mehr Kosten als Geschmack gebauet. Die Häuser der gemeinen Leute sind von Stroh und Bamboo, ***) so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann. In dieser Stadt wohnen einige der reichsten Kaufleute in der ganzen Welt.

*) Thron.

**) Die Abad, oder Stadt von Muxad.

***) Rohr.

Dreyundzwanzigster Brief.

Mongheir, Octob. 1766.

Bey unsrer Fahrt den Fluß hinauf kamen wir auf Mongheir, welches eine sehr geräumige Festung ist, und manche gute Gebräuche in indianischer Bauart enthält; die Festungswerke aber sind großen Theils verfallen; und, weil es jetzt einem Theile der engländischen Armee zum Quartiere dient, so werden beständige Veränderungen damit vorgenommen.

Das umher gelegene Land ist besonders fruchtbar, angenehm, und von gesunder Luft. Ungefähr zwo Meilen weit davon liegt ein Haus auf einem sehr hohen Berge, von da man eine große Strecke übersieht, voll solcher Gegenstände, welche einen romantischen und entzückenden Prospekt bilden. An der einen Seite der Gangus mit den nähern und entferntern Felsen; an der andern die Festung, unzählige Hügel und Thäler voller Waldungen, Dörfer, Kornfelder und Gärten. Hin und wieder liegen

einzel-

einzelne Häuser und Mosqueen; auf den Weiden gehen Elephanten, Büffelochsen, Cameele und alle Arten von zahmen Vieh, welches, mit den Menschen, eine lebende Landschaft in Miniatur mit unendlichen Veränderungen vorstellt.

Dieß ist ein reizendes Landhaus für den obersten Befehlshaber der Truppen. Wenn nun das geringste Lüftchen vom Himmel haucht, muß man es hier fühlen.

Vierundzwanzigster Brief.

Patna, Nov. 1766.

Eine langwierige Reise war das! Fast einen Monat auf der Fahrt von Cossumbuzar nach Mongheir, und bis Patna zehn ganzer Tage.

Die Art, zu Wasser zu reisen, ist so sonderlich, daß ich Ihnen etwas darüber schreiben muß.

Kurz zuvor, eh die Regenzeit eintritt, welches ungefähr in die Mitte des Julii fällt, fängt das Wasser im Gangus an zu steigen, weil der Schnee auf den Spitzen

der

der Gebirge, wo der Fluß entspringt, (etwa dreyzehnhundert Meilen weit vom Meere) von der Sonne geschmelzt wird. Sobald der Regen beginnt, wächst es stündlich an, ergießt sich mit schneller Heftigkeit, und giebt dem Flusse das Ansehen eines Meeres. Und an einigen Stellen, wo sich nicht weit von beyden Ufern Felsen oder Berge befinden, die das Wasser einschließen, stauet es bis zu einer verwundernswürdigen Höhe, und der Strom wird so gewaltig und reißend, daß es den Böten kaum möglich ist, dagegen zu stemmen.

In einer Zeit von zween Monaten, wenn die Heftigkeit des Regens nachzulassen beginnt, fällt das Wasser wieder fast eben so plötzlich, als es gestiegen ist; und da, wo kürzlich nur noch weiter nichts als eine Wasserblänke (ausgenommen hin und wieder einige hervorragende Baumgipfel,) zu sehen war, zeigt sich jetzt ein fruchtbares Land, bedeckt mit Waldungen, Kornfeldern und andern Pflanzungen; und die verschiedenen Aerme, in welche der Fluß sich vertheilet, machen viele kleine Inseln, die man in der Regenzeit da nicht vermuthen sollte.

Einige

Einige dieser kleinen Inseln geben drey oder vier Aernden des Jahres; Reis, welcher nur wächst, wenn er unter Wasser steht; darnach Korn; alsdann Wassermelonen, u. s. w.

Man kommt, den Gangus hinauf, so langsam von der Stelle, daß die Reise von Calcutta bis Allahabad fast drey Monate wegnimmt; da man von Allahabad nach Calcutta gewöhnlich nur zwanzig Tage braucht. Wenn ein Boot den Fluß hinunter geht, nimmt es die Mitte des schnellen Stromes, der es ohne Hülfe von Ruder oder Segel hinabführt; allein es ist viel Gefahr dabey, wegen der häufigen Krümmungen, welche viel Behendigkeit im Steuren erfodern; auch wegen der vielen kleinern Aerme, die sich in den großen Fluß ergießen, und durch das Zusammenschlagen zween oder dreyer Ströme einen solchen Strudel machen, dem das größeste Budscheruh nicht widerstehen kann, sondern wie ein Mühlenrad herumgewirbelt, und zuweilen umgeworfen wird. Durch dergleichen Unfall geht das Leben eines manchen Europäers verlohren; die Schwarzen verstehen sich fast durchgängig so gut

aufs

aufs Schwimmen, daß sie das Ufer erreichen, und sich retten können.

Ein Budscheruh ist eine ziemlich große Barke. Der bedeckte Theil ist gewöhnlich in zwey ganz artige Zimmer vertheilet, und hat einen offnen Varandar. Es führt von zehen bis zu zwanzig Ruder, und eben so viel Mann, die man Dandys nennt. Der Patron, der das Steuerruder führt, heißt ein Sarang.

Die Kerle sind sehr geschickt in ihrem Werke, und scheinen etwas vom Fische an sich zu haben. Wenigstens halte ich sie für Amphibien, denn das Wasser scheint eben so gut ihr Element zu seyn, als Luft und Erde. Auf einer Reise den Fluß hinauf müssen sie fast immer ziehen; wenn sie nun an einen Bach kommen, deren einige sehr breit sind, werfen sie sich den Reif um die Hüften, springen oft von hohen Ufern hinein, schwimmen über, und schleppen das Budscheruh hinter sich her.

Wenn ihnen ein Wind- und Regenstoß überkommt, und sie keinen guten Platz zum Anlegen finden können, so springen sie in den Fluß, hängen sich mit den Händen auf

den

den Saum des Boots, um es fest zu halten, und haben kaum das Maul überm Wasser, und das halten sie aus, bis das Schaur vorüber ist. Das Ziehen oder Trecken ist eine herzlich saure Arbeit, besonders wegen einiger steilen Ufer, welche, wenn das Wasser flach ist, wenigstens haushoch höher sind, als das Wasser, durch den Regen aber so erweicht werden, daß die Dandy's bey jedem Schritte bis an die Kniee hineinsinken. Es ist auch nicht selten, daß solche Ufer einschießen, und bey ihrem Einsturze ganze Böte mit in den Grund nehmen, oder umwerfen.

Zuweilen rudern die Dandy's; dann hängt ihnen der Himmel voll Geigen; da singen sie aus allen Leibeskräften gewisse, für ihr Geschäffte gemachte, Lieder.

Eine Familie nimmt gemeiniglich zwey Budscherah's, außer den Böten. Eines von den Böten wird gebraucht zur Küche, die übrigen sind für die Bedienten, dem Hausrath, Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse; denn wenn die Leute von einem Orte zum andern reisen, sind sie genöthigt, alles dergleichen mit sich zu führen, selbst

bis

bis auf die Palenkins, Kutschen und Pferde: so daß der Haufen des Gesindes allerley Art sehr groß ist.

Wenn man essen will u. s. w. so hält das Budscheruh still, und die Böte der Aufwärter legen sich herum an, und die Mahlzeit wird mit eben so guter Ordnung bedient, als am Lande. Man muß sich wundern, wie sie ein halb Dutzend oder mehr Schüsseln in einem Boote anrichten können, das durch nichts als durch eine übergeworfene Binsenmatte vor der Luft geschützt ist.

Wenn die Windstöße nicht wären, die aber die Regenzeit über häufig kommen, so wäre es eine ganz gemächliche Art zu reisen, ja sogar angenehm, wenn viele Budscheruhs zusammen gehen.

Wenn die Budscheruhs des Nachts anlegen, so gehen die Dandys aufs Land, jede von ihrem Cast besonders, machen Feuer und kochen sich ihren Reis, welches die einzige Nahrung ist, die sie nehmen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Patna, November 1766.

Es hat seine großen Unbequemlichkeiten, wenn man zu Lande reiset, und ist wegen der Menge Bedienten sehr kostbar. Denn weil man keine Fahrwege findet, so ist kein ander Mittel, als in Palenkins zu reisen.

Deswegen ist es nöthig, eh' man sich auf eine Reise begiebt, daß man Träger zum Ablegen auf gewiße Stationen legen läßt; das geschieht, wenn man einem Beamten die gehörige Anzeige thut, der alsdann allen Fouzdars die gehörigen Befehle darüber zuschickt. Diese Fouzdars sind Gouverneurs von gewissen Distrikten, welche für das Betragen der Leute, die sie anschaffen, einstehen müssen.

Man findet auf den Wegen keine Wirthshäuser, oder dergleichen Plätze, wo man anhalten könnte. Daher die Nothwendigkeit ist, sich mit doppelter Einrichtung von Gezelten zu versehen, um einen Theil voraus zu senden, unterdessen man in dem andern aus-

ruhet, damit man solche bey seiner Ankunft an den Ruheplatz aufgeschlagen finde. Weil man die Landreisen gewöhnlich in der heißen Jahrszeit anstellt, wenn die Bäche trocken sind, so reiset man meistentheils bey Nacht, und liegt den heißen Tag über still.

Sechsundzwanzigster Brief.

Bockapuhr, März 1767.

Bockapuhr ist ein angenehmes Dorf am Ufer des Ganges, ungefähr drey Meilen über Patna hinauf. Gegenwärtig hat etwan ein Drittel der engländischen Armee darin seine Cantonirungsquartiere. Diese bestehen aus kleinen Häusgen von Stroh und Bambuh, und werden Bungaloes genannt. Ungefähr vier Meilen höher hinauf am Flusse, in einem Orte, Dinapuhr genannt, läßt die Compagnie ein großes Gebäude aufführen, welches Barraquen und Wohnungen für die Truppen enthalten, und das Hauptquartier dieser Provinz ausmachen soll.

Patna

Patna, die Hauptstadt der Provinz Bahar, ist eine sehr große befestigte Stadt, dicht am Ufer des Ganges erbauet, und macht mit den Vorstädten nicht weniger, als eine Länge von fünf Meilen. Die Breite steht aber damit in keinem Verhältniß, sondern enthält an etlichen Stellen nur eine einzige Gasse; denn in diesem Clima trachtet jedermann darnach, nah am Flusse zu wohnen. Das Schloß und einige andre große Gebäude sind von Steinen, nach indianischer Bauart, die meisten Häuser der Stadt aber sind weiter nichts als Strohhütten, welches denn ein ärmliches Aussehen macht. Die Gassen sind meistentheils sehr eng, und weil sie gar nicht gepflastert sind, so ist die Stadt zur Regenzeit so kothig als möglich, und zur dürren Zeit unerträglich stäubig.

Patna treibt sehr großen Handel. Die engländische Compagnie hat da eine ihrer angesehensten Factoreyen, und macht solche starken Umsatz in Salpeter, wie auch Opium, Salz, Betel und Taback, welches in dieser Gegend des Landes die vornehmsten Artikel sind.

Die Franzosen und Holländer haben dort gleichfalls ihre Factoreyen.

In der Stadt werden Fußteppiche gemacht, ferner eine grobe Sorte von gemahltem Cattun, Taffeldrell, und einige ordinaire Musselinen. Patna ist berühmt wegen seiner Hukers, (indianische Tobackspfeifen) die hier besser verfertigt werden sollen, als in ganz Indien; besonders die Chillim oder Capsel. Einige sind von Kupfer mit Silber ausgelegt, und von sehr sauberer Arbeit. Es giebt auch noch verschiedene andere, für das Land nützliche Handwerker und Gewerbe.

Die Häuser von Stroh ziehn der Stadt eine manche Feuersbrunst zu, besonders in der kalten Jahrszeit, denn alsdann machen die Leute ein kleines Feuer in ihren Hütten an, sich zu wärmen; und wegen ihrer natürlichen Läßigkeit fallen sie dabey im Schlaf, und das kostet dann oft nicht blos ihr eignes, sondern manches andern Menschen Leben; und diese Noth scheint Patna häufiger zu treffen, als irgend einen andern Platz. Denn die Feuersbrünste sind hier nicht nur häufiger, sondern auch heftiger.

Bey

Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale)

Bey einem neulichem Brande flüchteten eine Menge Mahomedaner in eine Mosquee, in der abergläubischen Meynung, da könnte die Flamme nicht hinkommen. Allein die armen Schlachtopfer fanden es anders; denn obgleich die Mosquee, weil sie von Steinen war, keine Flamme faßte, so ward sie doch dermaßen glühend, daß sie todt gesengt wurden.

Ein gewisser Mahomedaner von Stande, der in der Stadt residirt, und eben an dem Tage sich außer der Stadt befand, hatte das Unglück, daß ihm sein Zanannah *) abbrannte, wobey seine Frauen und Kinder und in allem zwanzig Personen umkamen. Die Weiber sahen die Gefahr; allein entweder aus Furcht vor der wüthenden Eifersucht ihrer Männer, oder vor der Schande, öffentlich gesehen zu werden, thaten sie gar keinen Versuch, sich zu retten, und kamen in den Flammen um.

Die engländische Factorey brannte auch nieder, welches manchen einen Verlust an Waaren verursachte. Die Schwarzen lit-

*) Wohnung der Weiber, oder Serail.

ten eine große Verwüstung an Häusern und Gärten, und verschiedene hunderte büßeten dabey ihr Leben ein.

Aber all dieses Unglück scheint sie nicht klüger zu machen, und zu lehren, in Zukunft fürsichtiger seyn, denn alle Augenblick bricht ein Feuer aus; und wenn sie's um sich her brennen sehen, so werden sie von dem Jammer, den es veranlaßt, so überwältigt, daß sie vor Schrecken und Angst da stehn, und sich einander starr angaffen, und so weit davon entfernt sind, sich Mühe zu geben, der weitern Ausbreitung zu wehren, daß manche von ihnen nicht einmal fähig bleiben, sich selbst oder ihre Kinder mit der Flucht zu retten.

Die Gegend um Patna ist flach und offen; hat einen trocknen Grund, und ist der Gesundheit ziemlich zuträglich; die Hitze aber ist groß, und die schwülen Winde besonders sind sehr unangenehm, indem solche, ehe sie hierher reichen, einige hundert Meilen fast beständig über brennenden Sand herstreichen, davon sie immer heißer werden, und dicke Staubwolken herbey führen.

Sieben-

Siebenundzwanzigster Brief.

Allahabad, Junius 1767.

Von meiner Fahrt von Patna bis hier, kann ich Ihnen nichts der Mühe werthes sagen, da ich Ihnen bereits die Art, wie man hier zu Wasser reiset, beschrieben habe. Die einzige nennenswürdige Stadt auf dem Wege ist Benaras, in der Provinz gleiches Namens. Diese Provinz wird von einem Hinduh Rajah regiert, der vormals dem Mogul, gegenwärtig aber dem Subodar Sujah Ul Dowlet tributspflichtig ist; und, wie das bey den Distrikten gewöhnlich ist, die von Rajahs regiert werden: ihre Einwohner sind fast durchgängig Hinduhs, oder wie einige es nennen, Gentuhs.

Die Stadt Benaras ist der berühmte Sitz der morgenländischen Litteratur und Gelehrsamkeit, woselbst die Sanscritsprache, und die Grundsätze der Hinduischen Religion, den Kindern vom Stamme der Braminen beygebracht wird. Ruhe und Frieden herrscht in ihren Gebieten. Blut wird nicht vergossen, selbst nicht der Thiere. Die Prie-

ster, deren Anzahl sehr groß ist, werden in Gemächlichkeit und Ueberfluß unterhalten, und der übrige Theil des Volks besteht mehrentheils aus Fabrikanten, als Webern, und dergleichen.

Die Heerstraße geht eine lange Strecke, eh' man in Benaras kommt, durch Alleen von hohen Bäumen, welche gepflanzt sind, um den Wanderer gegen die brennende Hitze zu beschatten. An beyden Seiten des Weges sind geräumige Tanks *) gemacht, die mit Steinen ausgemauert sind, und in welche Reisende auf einer steinernen Treppe hinab steigen können, um sich darin zu baden, oder auch daraus zu trinken.

Von den Häusern sind viele mit rothen Ziegeln gedeckt; eine Besonderheit, welche der Benaras mehr das Ansehn einer europäischen Stadt giebt, als irgend eine andre, die ich in Indien gesehen hätte. Denn, überhaupt genommen, haben die Häuser platte Dächer, und sind mit Steinen bedeckt, oder

*) Große Teiche, deren es durch ganz Indien viele giebt, und die von den Portugiesen den Namen bekommen, den sie hernach bey allen Europäern behalten haben.

oder mit Channam. Uebrigens sind sie so ziemlich in einerley Geschmacke mit den Häusern der Muselmannen gebauet; die Gassen sind nicht gepflastert; und, gleich vielen andern Flecken und Dörfern in Indien, liegt ein großer Theil davon im Schutt; ganze Gassen, worin nur noch bloß die Wände, oder gar nur ein Theil der Wände von den Häusern da hängt und steht.

Achtundzwanzigster Brief.

Allahabad, Junius 1767.

Um Ihnen einige Nachricht von den Einwohnern von Hindostan zu geben, muß ich sie so eintheilen, daß ich von jedem Volke besonders sprechen kann; denn eine allgemeine Beschreibung kann keinen richtigen Begriff ertheilen, wo eine solche Verschiedenheit in der Religion, in den Sitten und Gebräuchen anzutreffen ist.

Ich meyne die Verschiedenheit unter den Hindohs, Mahomedanern und Christen; die jede wieder unter sich, besonders die ersten, in unzählige Stämme, oder

Casts, wie hier der Name lautet, getheilt sind.

Die Hinduhs, oder, wie man sie zu nennen pflegte, ehe wir noch besser mit diesen Ländern bekannt waren, die Gentuhs, sind die ursprünglichen Einwohner, und das Volk, wovon das Land seinen Namen hat. Man sagt, diese Völker wären von ihren Nachbarn, die Hinduhs genannt, nach dem Flusse Indus; und nach ihnen sey dann das ganze Land, das sie bewohnt, Hinduſtan, der Stan, oder das Land der Hindu's benennt worden.

Andre behaupten, der Fluß sowohl als das Land haben ihren Namen nach dem Volke bekommen, welches in der abergläubischen Meynung stund, es stamme ab von dem Monde, welcher in der Sanscritsprache Hinduh heißt.

Die Indianer beginnen ihre Zeitrechnung viele Jahrhunderte vor der Erschaffung der Welt. Allein, ohne im geringsten auf ihre Fabeln und unwahrscheinlichen Mährchen von alten Zeiten her zu achten, so haben wir immer hinlängliche Beweise von dem hohen Alterthum ihrer Nation und ihrer Religion.

Ihrer

Ihrer Geschichte zufolge regierte ein Kaiser von Hindus, Namens Kirschan, zweytausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung; dessen Nachkommenschaft sich auf funfzehnhundert Jahr auf dem Throne erhielt, am Ende welcher Zeit das Land von einem Kaiser beherrscht ward, der Muradsch hieß, und mit einem großen Könige der Turcomannen gleichzeitig lebte, Namens Gustas; ohne Zweifel derjenige Gustasp, der bey den Persern so berühmt ist, und unter welchem Zoroaster oder Zerdusch zuerst die magische Religion in Persien verbreitete.

Nach einigen Nachrichten stund das ganze Land beständig unter dem einzigen Zepter eines Kaisers, bis an das Jahr nach Christi Geburt 580. Um diese Zeit ward das Reich, so wie alles der Veränderung unterworfen ist, in verschiedene, von einander unabhängige Districte zerrissen, und jeder derselben von einem besondern Prinzen regiert, welchen man einen Rajah heißt. Diese Lage der Sachen gab ihren mahumedanischen Nachbarn Gelegenheit, das Land zu überziehen.

Ihr

Ihr Gesetzgeber war Brama, der, nach ihrem Glauben, der vollkommenste und heiligste Mann gewesen ist, der jemals gelebt hat.

Unter andern Legenden von ihrem Propheten sagen sie auch, er habe ein Buch mit geschriebenen Gesetzen hinterlassen, welches verloren gegangen sey. Die Braminen aber verfertigten andre, die Schastah genannt, geschrieben in Sanscrit oder Schanscrit, einer heiligen todten Sprache, welche niemand versteht, als die Braminen, und unter denen nicht einmal alle. Es giebt Schulen im Lande, worin diese Sprache blos die Kinder vom Stamme der Braminen gelehrt wird.

Allein einige der verständigsten unter den Braminen behaupten, daß niemals ein Mann wie Brama gelebt habe, sondern daß der Schastah von den Gelehrten der ersten Zeiten verfertigt sey; und die Gesetze Bram'a's heiße so viel, als Gesetze oder Lehren der Weisheit.

In allen ihren Nachrichten von den Zeiten des Alterthums ist die Wahrheit dergestalt mit Fabeln vermengt, daß es höchst

schwer

schwer ist, eins vom andern zu unterscheiden. Indessen habe ihr erster Priester oder Prophet Brama geheißen oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß der Schastah das Buch, welches alle ihre Gesetze, sowohl bürgerliche als geistliche, und nach einigen Nachrichten alle ihre Wissenschaften und Gelehrsamkeit enthält, von den Braminen abgefasset ist, und zwar in den frühern Zeiten.

Das ganze Land war in vier große Stämme, oder Casts eingetheilt. Den ersten machen die Braminen oder Priester aus, welche sie in sehr hohen Ehren halten. Diese haben wieder ihre Unterabtheilungen; die vom ersten Range heißen Goseyns. Es giebt gleichfalls noch verschiedene Classen oder Casts von Braminen, welche niemals mit jemand anders als aus ihrer eignen Classe sich verheyrathen, noch essen oder trinken.

Die nächstfolgende große Abtheilung ist der Stamm der Soldaten. Die dritte begreift die Kaufleute aller Arten und Gattungen. Die vierte alle Knechte und Ackersleute.

Jeder aber von diesen vieren ist wieder in viele Stämme oder Casts abgesondert. Fast

jede

jede Art Gewerbe oder Profession besteht dergestalt unter sich, daß beständig der Sohn das Gewerbe des Vaters treiben muß. Der Sohn eines Webers wird ein Weber; und so fort durch alle Generationen, ohne Ende. Auch darf eine Tochter niemand anders als vom Gewerbe ihres Vaters heyrathen; so essen und trinken sie auch mit niemand, als mit Leuten von ihrem eignen Stamm und Gewerbe.

Wenn irgend ein Hinduh, Mann oder Weib, eine dieser Regeln übertritt, so wird eine solche Person stammlos, und kann niemals in ihren eignen Stamm wieder aufgenommen werden; ja nicht einmal in einen der niedrigern Stämme, sondern muß zu dem Volke übergehen, dessen ich nachher zu erwähnen Gelegenheit haben werde.

Der Verlust des Stamms wird mehr gefürchtet, als der Verlust des Lebens. Deshalben sind diese Gesetze mit einer solchen Genauigkeit beobachtet worden, daß man die höhern oder niedern Stämme, oder Casts, an der Farbe, den Zügen des Gesichts und der Physiognomie von einander unterscheiden kann.

Der

Der Sage nach giebt es noch bis auf den heutigen Tag, in verschiedenen Gegenden von Hindostan, Geschlechter von dem Stamme der Braminen, welche bey allen Revolutionen des Reichs für sich einsam fortgelebt, und sich bey der Reinigkeit der alten Religion oder der Gesetze der Braminen erhalten haben, ohne den geringsten Zusatz von neuerm Aberglauben anzunehmen, und die dabey in der ganzen alten Philosophie wohl erfahren seyn sollen.

Allein ich glaube, daß es leichter ist, von solchen Leuten zu erzählen, als sie anzutreffen; denn man weiß schon, daß dergleichen einsam lebende Personen, welche alle das Feyerliche tiefer Weisheit aufweisen, oft, wenn man sie näher untersucht, als seichte Saalbader erfunden werden.

Neunundzwanzigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

So rein das Religionssystem der Hinduhs in seinem ersten Ursprunge seyn mochte, so gewiß ists, daß sie jetzt keine Ursache

haben

haben, darauf zu pochen; denn gegenwärtig besteht das Ganze derselben in wundersamen Ceremonien, wovon das Volk den Sinn nicht versteht; ja, man kann wohl sagen, ohne sich zu irren, viele unter den Braminen selbst nicht.

Die Menge der Feyertage, welche ihnen ihre Religion vorschreibt, nimmt ihnen wenigstens ein Drittel ihrer Zeit weg. Diese Tage sind entweder Fest- oder Fasttage, zu Ehren eines oder des andern ihrer Götter, von denen sie die lächerlichsten Geschichtchens erzählen. Da ist keiner von allen diesen Göttern, der nicht auf eine oder die andre Weise sich an einem gewissen Tage sollte verherrlicht haben, welcher dann zu seinem Gedächtniß gefeyert wird. Manche unter denselben, so lautet die Sage, sind bey besondern Gelegenheiten auf die Erde herab gestiegen.

Es ist merkwürdig, daß in allen Uebersetzungen aus morgenländischen Handschriften, sowohl neuern als alten, die Sprache sehr figürlich ist. Der Schastah ist ganz in diesem Style. Die Macht, die Weisheit, die Güte und andre Eigenschaften des Allmächtigen,

mächtigen sind unter Bildern beschrieben. Der Allmächtige wird vorgestellt mit vielen Häuptern, Händen und Augen; die Weisheit wird unter der Figur einer Schlange abgebildet; und, mit einem Worte, fast des ganzen Thierreichs bedienen sie sich, um eine oder die andre seiner Eigenschaften dadurch anzudeuten. Aus diesen emblematischen Figuren ist eine Gattung von Untergottheiten entstanden, und, durch die Länge der Zeit, durch die äußerste Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes, und daß die Braminen den Inhalt des Schastah unter sich geheim halten, sind solche der wesentlichste Gegenstand ihres Gottesdienstes geworden, und werden nicht mehr in einem figürlichen, sondern in eigentlichbuchstäblichem Sinne genommen.

Sie glauben, der Gott, den sie anbeten, sey der Gott der Hindubs, der Muselmannen und der Christen; allein ihm gefalle es, auf verschiedene Weise verehrt zu werden. Niemand müsse seine Religion verändern; daher ist es ein Hauptpunct der ihrigen, daß niemand ein Hinduh werden kann, der es nicht von Geburt ist.

Ob Pythagoras einige seiner Lehrsätze von den Braminen entlehnt hat, das ist zu unsrer Zeit wohl nicht leicht auszumachen; das aber ist gewiß, daß die Hinduhs einerley Meynung mit ihm über die Seelenwanderung sind; aus dieser Ursache essen sie nichts, was lebenden Odem gehabt hat, und tödten kein Insect, selbst nicht die giftigen. Die Wirkung davon sieht man durchs ganze Land, besonders aber in Banaras, einer Provinz, die eigentlich von Hinduhs bewohnt wird. Die Thiere wissen so wenig von Furcht vor Menschen, daß Geflügel allerley Art in die Wohnungen kommt, daß wilde Vögel sich auf den Tisch setzen, wenn die Leute ihre Mahlzeiten halten, und ihnen aus der Hand fressen.

Die Annäherung des Todes ist keinem Hinduh schrecklich, weil die Seele unmittelbar in ein ander Thier übergehen soll. Nichts destoweniger haben sie eine Idee von dem, was wir Himmel nennen, in welchen die Seelen der Tugendhaften von dem Allmächtigen aufgenommen werden, nachdem sie eine unendliche Menge von Leibern durchwandert haben.

Das

Das Thier, für welches sie die größeste Ehrerbietung hegen, und das sie, wie man sagt, anbeten, ist die Kuh. Sie warten und pflegen ihrer mit der größesten Sorgfalt. Wenn sie eine Kuh, einen Ochsen oder ein Kalb, die von Christen oder Mahumedanern zum Schlachten bestimmt sind, vom Tode erlösen können, halten sie es für ein verdienstliches Werk; und es geschiehet nicht selten.

Es wäre ein vergebener Versuch, alle ihre abergläubischen Meynungen und Ceremonien aufzuzählen. Bey einigen ihrer Fasten legen sie sich selbst bittre Martern und Büssungen auf, indem sie sich mit eisernen Ruthen geisseln, oder mit dem dicken Fleische der Lenden an eiserne Haken werfen, und so an freyer Luft hängen. Die vornehmsten Stämme indessen unterwerfen sich eben so wenig diesen Peinigungen, als sie bey dergleichen Processionen sich einfinden, welche gerade so aussehen, als eine Schaar unsinnigen Pöbels, der in Haufen die Gassen durchrennt, die Gesichter entstellt mit Marken von Channam, oder einem rothen Pulver, womit sie sich einer den andern be-

werfen, als eine Art von Begrüßung oder Glückwunsch.

Die Braminen legen sich in sehr willkührlichen Dingen unglaublich strenge Kasteyungen auf. Zu Banaras ist einer, den man fast als einen Gott verehret, weil er ein vor vielen Jahren gethanes Gelübde erfüllt, niemals sich weder zu setzen noch niederzulegen, sondern beständig zu stehen, und die Arme über dem Kopfe ausgestreckt zu halten. Es ist nicht bekannt, daß er sein Gelübde gebrochen habe. Dies ist nur Ein Beyspiel von einer Menge gleicher Art, und von gleichem Nutzen für die Menschheit. Ein ganzes Buch müßte ich schreiben, wenn ich nur den hundertsten Theil von den mancherley Büssungen, Martern und Qualen erzählen wollte, zu denen die Braminen sich selbst verdammen.

Dreyßigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

Die große Tugend der Hinduhs ist ihre allgemeine Mildthätigkeit. Die Braminen predigen ihnen mit dem wärmsten Eifer

fer die Nothwendigkeit, Pagoden, (worin sie selbst gemächlich und bequem unterhalten werden,) zu bauen und zu begaben; die Hungrigen zu speisen, dem Armen beyzuspringen, und dem Leiden ihres Nebengeschöpfes vorzubeugen, es möge jemand von ihrer eigenen Religion seyn, oder ein Fremdling.

Im Essen und Trinken sind sie mäßig und simpel; das gemeine Volk lebt hauptsächlich von Reis; die Vornehmern haben noch dazu Dschy, *) Milch, Eingemachtes, und dergleichen. Es ist bewundernswürdig wenig, was sie verzehren! Und gleichwohl haben sie ihre Arten von Verschwendungen; denn ob schon sie auf eine so eingezogne Art leben, verwenden sie doch dabey große Summen auf Tamaschen. **) Dieß thun sie bey Verheyrathung ihrer Kinder, oder zu Ehren ihrer Götter. Jeder Rang vom Volk hat seine Tamasch, die sich für seine Vermögens-

*) Gee oder Dschy wird von Milch, und besonders von Büffelmilch gemacht; ist ungefähr von der Consistenz, als Butter, hält sich aber länger.

**) Tamasch nennt man jede öffentliche Ergötzlichkeit, als Schauspiel, Procession, u. dergl.

umstände schicken. Das meiste Geld, was dabey ausgegeben wird, ist für Lichter, (denn sie illuminiren ihre Häuser inwendig) allerley Dekorationen, Musik, Tänzer, und Räucherwerk.

In ihren Sitten sind sie weich und milde, bis zur Blödigkeit und kriechenden Unterthänigkeit gegen Vornehmere. So ist der allgemeine Charakter der Hinduhs. Die kriegerischen Casts, oder Stämme aber, unter welchen die Rajapu'ts und Mahrattars (Maratten) die ansehnlichsten sind, machen eine Ausnahme von dieser Regel. Die letzten sind ein kühnes unternehmendes Volk, und gegenwärtig in ganz Hindostan im besten Rufe, als Soldaten.

Die Mahrattars oder Maratten fechten vornehmlich zu Pferde, und jeder Reiter hält sich sein eigenes Pferd. Außer den wiederholten Einfällen, welche sie in verschiedenen Theilen des Landes aus eignem Antriebe, und unter allerley Fürwand, unternommen haben, gehen auch zuweilen ganze Schaaren von ihnen in die Dienste mahumedanischer Mächte. Ungeachtet des Soldes, der ihnen von diesen Mächten versprochen,

sprochen, und vielleicht zuweilen bezahlt wird, geht doch ihre vornehmste Absicht aufs Plündern. Wenn daher zwey Armeen an einander gerathen sind, fallen sie auf den Nachtrab der Feinde, unter die Weiber und den Troß, wo sie große Unordnung anrichten, und nicht gerne was dahinten lassen, was sie einigermaßen mit fortbringen können.

Als Feinde sind sie zu fürchten, aber sehr unzuverläßige Freunde. Sie folgen der beständigen Maxime aller Mohrenkönige, von einer Parthey zur andern überzutreten, nach dem die Lage der Sachen sich ändert; und sich niemals an ein Versprechen zu binden, wenn sie es für zuträglicher halten, ihr Wort zu brechen.

Es sind vortreffliche Reiter; und verwenden vielen Fleiß auf die Pferdezucht. Ihre Pferde werden auch durch ganz Indien wegen ihres ungemeinen Muths und ihrer Schnelligkeit sehr hoch geschätzt.

Die Maratten sind zwar Hindus, dennoch unterscheiden sie sich von den übrigen Nationen in Hindostan in einigen wesentlichen Puncten, und scheinen ein ganz anderes Volk zu seyn. Sie gehören eigentlich

nahe bey unsrer Pflanzstadt zu Bombay, an der malabarischen Küste, zu Hause; sie sind aber durch die ganze Halbinsel, fast bis hin an die Küsten von Coromandel zerstreuet.

Die Hindubs begraben ihre Todten niemals. Diejenigen, deren Freunde oder Verwandte die Kosten tragen können, werden verbrannt; die übrigen werden in den nächsten besten Fluß geworfen; und es ist bey ihnen nichts ungewöhnliches, daß sie, wenn sie glauben, ihrem Ende sehr nahe zu seyn, auf ihr Verlangen von ihren Freunden an niedrige Ufer gelegt werden, besonders wenn der Fluß nach der Geschichte ihrer Religion etwas heiliges hat, damit ihr Körper, wenn sie sterben, von der Fluth weggespület werden möge. Es trägt sich zuweilen zu, daß die armen Geschöpfe in diesem Zustande so ein paar Tage wegliegen. Aber ihre Aengstlichkeit, sie möchten nicht in den Fluß geworfen, oder ihr Leichnam von jemand berührt werden, der nicht von ihrem Cast wäre, läßt sie diesen Jammer geduldig erleiden.

Es giebt einen besondern Stamm, der beständig sterbende Aeltern und Verwandte

nach

nach solchen niedrigen Ufern trägt, ihnen den Mund, die Ohren und die Nase mit Schlamm anfüllt, und sie sodann ihrem Schicksale überläßt.

Einunddreyßigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

Von den Weibern der Hinduhs läßt sich fast gar nichts sagen, weil man keine andre, als die von den niedrigsten Stämmen, zu Gesicht bekommt. Sie werden fast alle schon in der Kindheit von ihren Aeltern an einen Mann aus ihrem eigenen Stamme verheyrathet. Jeder Hinduh ist verbunden, einmal zu heyrathen: und die Vielweiberey ist erlaubt, aber gewöhnlich ist Eine Frau darunter, welche vornehmer als die übrigen angesehen wird. Erziehung giebt man dem weiblichen Geschlechte nicht. Es lebt in den Zanannahs, macht sich unter einander Zeitvertreib, schmaucht seinen Huker, und sieht seine Sklavinnen tanzen.

Ein Umstand, der von diesen Weibern bekannt genug geworden, ist die außeror-

deutlichste und allerbefremdlichste Sitte; die nämlich, sich mit den Leichnamen ihrer verstorbenen Männer zu verbrennen. So gewöhnlich ists nicht mehr als ehemals; sie dürfen sich nicht verbrennen ohne die Erlaubniß des Nabobs der Provinz, und man muß hoffen, daß die Engländer diejenigen Nabobs, mit denen wir im Bündniß stehen, in Zukunft abhalten werden, jemals wieder eine solche Erlaubniß zu geben; allein, wir haben doch noch ganz kürzlich wenigstens ein Beyspiel davon gehabt.

Ich habe mich bemüht, dahinter zu kommen, was wohl die Veranlassung zu dieser unmenschlichen Tugendübung gewesen seyn könnte: allein es ist sehr schwer, den Grund einer so sehr verjährten Gewohnheit ausfindig zu machen. Ich will also keiner von den folgenden Ursachen Gewicht oder Entscheidung beylegen, obgleich jede darunter ihre Vertheidiger hat, welche ihre Meynung als wahr behaupten.

Die erste ist: die Weiber wären durchgängig so daran gewöhnt gewesen, ihre Männer zu vergiften, daß es eine Nothwendigkeit

digkeit geworden, diese Einrichtung zu machen, um dem Uebel zu steuren.

Die andere: die Braminen haben aus eigennützigen Absichten zuerst die Weiber überredet, es sey zum ewigen Besten ihrer Familien; ihre Seelen würden alsdann in keine kriechende Thiere fahren, sondern in eine Kuh, oder ander dergleichen edles Thier; die Zeit ihrer Seelenreinigung würde dadurch verkürzt, und würden sie nicht durch so viele Thierkörper wandern dürfen, ehe sie gereinigt genug geworden, um von dem Allmächtigen in den Himmel genommen zu werden.

Welches auch die Ursache seyn mag, so ist so viel gewiß, daß die Braminen dem Gebrauche sehr das Wort reden, und daß er ihnen sehr einträglich ist; denn das Weib, wenn sie herausgeführt wird, sich aufzuopfern, ist mit allem ihrem Geschmeide ausgeschmückt, das oft von sehr ansehnlichem Werthe ist. Wenn der Holzstoß zubereitet ist, und sie von ihren Freundinnen Abschied genommen hat, wirft sie allen ihren Schmuck von sich, und der fällt den Priestern heim.

Mir ist gesagt, daß bey diesen Gelegenheiten die Strenge des Stammgesetzes zuweilen gemildert wird, und die Tochter einer Mutter, die sich verbrannt hat, mit einem Manne von höherm Range verheyrathet werden dürfe.

Der ersten von den angeführten Ursachen dieser Sitte kann ich deswegen keinen Glauben geben, weil viele unter ihnen mehr als eine Frau haben, und doch nur Einer die Ehre vergönnt ist, sich zu verbrennen.

Kein Volk in der Welt hält so strenge über die Ehre seiner Weiber, als besonders die von den höhern Stämmen. Wofern eine darunter nur den geringsten verdächtigen Umgang hat, so hat nicht nur diese Frau ihren Stamm verloren, sondern es bleibt auch ein unauslöschlicher Schandfleck für ihre Familie. Es hat sich wohl zugetragen, daß ein Mädchen ihren Aeltern entlaufen ist, die ihm nachgesetzt, es wieder eingehohlt, und augenblicklich getödtet haben, um den Schimpf einigermaßen abzuwaschen, den sie ihnen dadurch zugezogen hatte.

Unterdessen scheint die abgesonderte Lebensart der Weiber so wenig ein Gesetz ihrer

Reli-

Religion, als eine Wirkung der Eifersucht der Männer zu seyn, sondern in ihrem Begriffe von Delikatesse und Würde ihren Grund zu haben, die es nicht verstatten, sich von gemeinen Augen sehen zu lassen.

Zweyunddreyßigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

Der Hinduische Stamm, mit dem die Engländer das meiste Verkehr haben, und in welchen sie das meiste Vertrauen zu setzen genöthigt sind, befindet sich in der dritten großen Abtheilung, und wird die Banianen genannt, welches eine Art Kaufleute, oder vielmehr Mäkler in allerley Kaufmannswaaren, sind. Jeder Europäer, so wohl vom bürgerlichen als Kriegsstande, der entweder Handel treibt, oder Auszahlung für Truppen hat, ist genöthigt, einen davon in seinen Diensten zu haben, der eine Art Schaffner ist. Eine jede Haushaltung braucht gleichfalls einen, um die Bedienten zu miethen und zu lohnen, und alles benöthigte anzuschaffen, denn ohne ihre Vermittelung

telung kann nichts gekauft oder verkauft werden.

Sie sind unerhört fahrläßig, dabey im höchsten Grade listig und verschmitzt, und zeigen bey allem ihrem Handel die elendeste und schändlichste Verschlagenheit, daher es dann kommt, daß man sich in keinem Stücke auf sie verlassen kann. Sie machen nicht nur ihren heimlichen Schnitt, bey allem, was sie den Dienstbothen, Handwerkern, u. s. w. ausbezahlen, sondern benutzen auch das Geld noch lange für ihre eigne Rechnung, wenn der Hausherr denkt, es sey längst bezahlt.

Es sind die ärgsten Schlendrer auf Gottes Erdboden, denn außer ihren Feyertagen, die sie um alles in der Welt nicht brächen, haben sie ihre eigne Art, alles aufzuschieben bis Morgen. Wenn man sie, wie oft geschieht, auf einer Lügen ertappt, so schämen sie sich im geringsten nicht, sondern sagen gleich darauf eine neue, und abermals eine frische. Nichts kann sie aus ihrem Schlumpenschritte, nichts in Verlegenheit, nichts zum Aerger bringen. Wenn sie nur

wissen,

wissen, daß sie selbst nicht bey dem Handel zu kurz kommen: so mag der Principal kretten und tretten, daß sie seine Sache nicht fördern, mag sie wegen bewiesener Untreue aushundsen, mag ihnen ihre Undankbarkeit bitter vorwerfen, ihre Bubenstücke ins Angesicht vorhalten, nichts richtet er damit aus; ihre gelassene, freundliche Miene bleibt unverändert; keine Spur von Furcht, Schaam oder Aerger wird darinn sichtbar.

Die, welche mit uns Verkehr haben, sprechen, mehrentheils ganz leidlich Englisch; manche unter ihnen besitzen große Summen Geldes, und leihen davon nicht selten ihren Herren, meistentheils zu neun oder zehn Procent des Jahrs Zinsen.

Wenn sie im Dienste eines Engländers stehen, besonders, wenn der einen ansehnlichen Rang, oder eine wichtige Bedienung bey der Compagnie bekleidet, so haben sie beträchtliche Vortheile, nicht nur wegen aller Geldgeschäffte, die er macht, bey welchen sie allemal ihren Profit ziehen, sondern, weil sie dadurch im Stande sind, ihr eignes Negotium mit desto mehr Sicherheit zu treiben;

ben; ihren Gehalt ungerechnet, der sich nach den Umständen ihres Principals und ihrer eignen Wichtigkeit richtet, und von zehn bis hundert Rupien des Monats verschiedentlich ist. Manche derselben haben unter ihren Landesleuten schon mehr zu bedeuten, halten ein Palenkin, Pferde, und eine Anzahl Bediente.

Diejenigen, welche als Schaffner bey einem Gouverneur, oder einem obersten Befehlshaber der Truppen in Diensten stehen, machen auf einen höhern Rang Anspruch, und lassen sich Duan, statt Banian, titulieren.

Dreyunddreyßigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

Die Tempel der Hinduhs werden Pagoden genannt, und sind gemeiniglich viereckte hohe Gebäude von gehauenen oder gebrannten Steinen, aber mit sehr wenigem Geschmack gebauet. In den Provinzen Decar und Carnatic sind dieser Pagoden viele; in Bengalen aber, und dem Ganges hinauf,

hinauf, nur wenige, ausgenommen in der Provinz Banaras. Ich darf, zu Ehren der Hinduhs, nicht zu sagen vergessen, daß Trotz der Abgeschmacktheit und Sinnlosigkeit der meisten ihrer Gebräuche und Ceremonien, die Genauigkeit in Beobachtung derselben, ihnen zum Ruhme gereicht.

Ihren Hauptcharakter in wenig Worten aufzufassen, sind sie sanftmüthig, geduldig, mäßig, ordentlich in ihrer Lebensart, und strenge Beobachter ihrer Religionsgebräuche. Sie sind abergläubisch, weibisch, geitzig, und verschmitzt; falsch und hinterlistig im Handel und Wandel; wissen nichts von Grundsätzen der Ehre, der Großmuth oder der Dankbarkeit. Gewinn ist ihr allgemeines Ziel, und weil ein Theil dieses Gewinnes, wenn sie solchen ihren Pfaffen geben, oder zu Allmosen verwenden, ihnen Vergebung erwerben kann, so dürfen sie so viel betrügen, als sie wollen, ohne den Zorn ihrer Götter zu fürchten.

Den Braminen hingegen, welche im ausschließenden Besitze aller ihrer Gelehrsamkeit sind, macht der Umstand keine sonderliche Ehre, daß, derweile alle übrigen

Nationen, vornehmlich die Europäischen, in den Wissenschaften beständig mehr Entdeckungen und Verbesserungen gemacht haben, sie sich mit dem Antheile begnügen, den sie von ihren Vorältern geerbt haben; und noch unrühmlicher ists ihnen, daß sie einen so schlechten Gebrauch von ihrer Gelehrsamkeit machen, und daß, anstatt diejenigen, denen es nach ihren Stämmen nicht vergönnt ist, die Gesetze und Religion zu ergründen, in solchen deutlichen und faßlichen Wahrheiten zu unterweisen, die sie zur Tugend und Glückseligkeit führen konnten, sie solche mit Gebräuchen belastet, und ihre Köpfe mit solchen Mährchen angefüllt haben, welche keinen andern Endzweck haben können, als ihre eigne Gewalt und Ansehen zu vermehren.

Vierunddreyßigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

So oft ein Hinduh genöthigt ist, über den Carramnassa, oder den vermaledeyten Fluß zu gehen, den man in der trock-

trocknen Jahrszeit durchwaden kann, giebt er einem Mahumedaner Geld, daß er ihn auf den Rücken nehmen und übertragen muß, damit seine Füße von dem vermaledeyten Wasser nicht naß werden, welches in ihrer Religion verboten ist. Hierin, wie in vielen andern Puncten, hält man sich genau an den Buchstaben des Gesetzes, und achtet nicht auf den Sinn; denn, nach meiner Meynung, kann man nicht zweifeln, daß die Absicht des Gesetzes war, sie in ihrer eignen Provinz zu behalten.

Das Verbot, von irgend etwas zu essen oder zu trinken, das von jemand anderm als aus ihrem eignen Cast berührt worden, ist gleichfalls ein gutes Mittel gegen die Auswanderungen, weil sie unmöglich allenthalben Stammgenossen finden können, von denen sie das benöthigte erhalten müßten; und scheint es hauptsächlich dahin zu zielen, sie von Seereisen abzuhalten. Es geht bis zum Erstaunen, mit was für einer Strenge die Hinduh's diese Gesetze beobachten, sogar daß sie lieber verhungern, als dagegen verstoßen würden.

Die Kinder der Hinduh's lassen sich nicht verführen, das geringste Verbotene zu essen, weder durch Ueberredung, noch durch Vorhaltung der größten Leckerbissen; wovon ich oft selbst Zeuge gewesen bin.

Es ist der erste Eindruck, den ihre Gemüther empfangen; sie sehen, daß es die Alten, sowohl von andern, als von ihrem eignen Cast, sorgfältig beobachten; es wird ihnen, als das erste und unverbrüchlichste Gesetz, zur andern Natur; und wird vielleicht pünktlicher gehalten, als irgend ein anderes, kirchliches oder bürgerliches Gesetz, bey einer andern Nation auf der Welt.

Man muß gestehen, daß jetziger Zeit die Religion der Hinduh's dergestalt mit abgeschmackten und lächerlichen Ceremonien überladen ist, daß man schwerlich glauben kann, daß jemals ein Funken Menschenverstand darin gewesen sey.

Und dennoch muß man bey genauerer Untersuchung einräumen, daß die Eintheilung in Stämme oder Casts Subordonation bewirkt. Diese Einrichtung ist diesem Lande aber auch nicht ausschließungsweise eigen; sondern ist schon in den frühern Zeiten von

andern

andern Nationen beobachtet worden. Bey den Römern war das Amt des Priesterthums ein Vorzug der Patricier; wie es bey den Hinduh's ein Vorrecht der Braminen ist; und durch das levitische Gesetz werden wir belehrt, daß die Bundeslade vom Stamm Levi getragen wurde, welchem das Priesterthum als ein ewiges Erbe gegeben war. Etwas ähnliches herrscht auch noch in der Meynung vom angestammten edlen Geblüte unter den Deutschen, Franzosen, u. s. w.

Die Unmöglichkeit, sich zu einem höhern Range hinauf zu schwingen, erstickt allen Ehrgeiz in der Geburt. Ihre Enthaltung von allen Speisen aus dem Thierreiche befördert die Mäßigkeit. Das Verbot, gewisse andre Speisen zu essen, und mit jemand anderm als von ihrem eignen Cast, verhindert die Auswandrungen. Ihr Glaube an die Seelenwanderung flößt ihnen Besorgniß ein für das Leben aller Thiere, und bewirkt Mißfallen und Abscheu an allem, was Blutvergießen heißt. *)

*) Sie scheinen aber, so gut wie die Europäer, zu wissen, wie man, ohne Blut zu vergießen, tödten

Es ist kein Wunder, daß, da man sie gelehrt hat, eine Kuh wegen ihrer Nützlichkeit hegen und pflegen, oder einen Elephanten bewundern wegen seiner Stärke und Klugheit; und den Gangesfluß, als eine Ursache der Fruchtbarkeit und der Bequemlichkeit für den Handel und Wandel des Landes; und da ihnen diese Gesinnungen in dem hohen und bilderreichen Style der Morgenländer beygebracht sind, ist es kein Wunder, sag' ich, daß sie endlich die beyden ersten unter die Zahl ihrer Untergötter rechnen, und von dem letzten glauben, daß sein Wasser Krankheiten heilen, und Sünden abwaschen könne.

Als man zuerst den eheloſen Stand für die Geistlichkeit in der christlichen Kirche zur Pflicht machte, scheint die Absicht gewesen zu seyn, den Stand durch eine unverdächtige Reinigkeit des Characters im vollkommensten Grade ehrwürdig zu machen. *) Allein, lange nachher noch, als man schon erkannt hatte, daß diese Absicht dadurch nicht

ten könne. Siehe den einunddreyßigsten Brief, wo Aeltern ihre Töchter tödten. Der Uebers.

*) Hm!!

nicht erreicht worden, hielt man es noch immer für Sünde, wenn sich ein Geistlicher verheyrathete.

Da diese und einige Satzungen der christlichen Kirche noch heilig gehalten wurden, nachdem ihr ursprünglicher Zweck in Vergessenheit gerathen: so ist es im geringsten kein Wunder, daß die alten Gebräuche der Hinduh's noch in Kraft sind, ob man gleich die Absicht, die man bey der Einführung hatte, verloren oder vergessen hat.

Es ist kein Martin Luther unter ihnen aufgestanden, um ihnen die Augen zu öffnen, und wäre es auch möglich, daß es ein Bramine unternehmen wollte, sie dadurch von ihren abgeschmackten Irrthümern zu befreyen, daß er den Schastah aus dem Sanscrit in die gemeine Sprache übersetzte, oder daß er den Inhalt desselben für den ordentlichen Menschenverstand faßlich erklärte, so sind sie zu unwissend und zu träge, um damit sonderlich gebessert zu werden. *)

*) Der Generalgouverneur der englandischo-ostindischen Compagnie, Hastings, hat schon eine, der Mistriß Kindersley, so scheinende Unmöglichkeit mög-

Montesquieu, der von verschiedenen Sitten die Ursachen entwickelt hat, sagt: »si »avec cette foiblesse d'organes qui fait re»cevoir aux peuple d'orient les impres»sions du monde les plus fortes, vous »joignez une certaine paresse dans l'esprit, »naturellement liée avec celle du Corps, »qui fosse que cet esprit ne soit capable »d'aucune action, d'aucune contention; »vous comprendrez que l'ame, qui a une »fois

möglich gemacht. Der Erfolg wird die Welt belehren, ob ihre zweyte traurige Vermuthung richtiger gewesen. Voriges Jahr, 1776 nämlich, ist auf Kosten englandisch-ostindischer Compagnie in London gedruckt: Code of Gentoo Laws or Ordinations of the Pundits, from a Persian translation, made from the Original written in the Sanscrit Language. 4to. Der Generalgouverneur hat diese Sammlung der Gesetze und Gebräuche der Gentuhs oder Hindubs durch die gelehrtesten Braminen sammlen, und aus der heiligen Sprache in die allgemeinere persische übersetzen lassen. Aus dieser hat es Herr Nathaniel Brassey Halhed ins Englische gebracht. Es ist schon eine deutsche Uebersetzung davon angekündigt, die den Gelehrten viel angenehme Bemerkungen über Indien und über das Sanscrit oder die Schanscritsprache erwarten läßt. Der Uebers.

»fois reçû des impressions, ne peut plus »en changer, c'est ce que fait que les »loix, les moeurs, et les manieres, même »celles qui paroissent indifferentes, com»me la façon de se vetir, sont aujourd'hui »en orient, comme elles etoient il y a »mille ans.«

Fünfunddreyßigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

Eh' ich Ihnen noch etwas über die indianischen Mahumedaner sage, wird es wohl nicht übel gethan seyn, einiges von den Revolutionen beyzubringen, wodurch sie zur Herrschaft über das Land gelangten.

Hindostan hat schon von den ältesten Zeiten her von feindlichen Ueberfällen gelitten; denn es war noch drey oder vierhundert Jahre vor Christi Geburt, daß es von Alexander dem Großen überzogen wurde; und vorher noch, sagt man, habe der persische König Darius einen kleinen Theil des Landes feindlich heimgesucht. Die Schriftsteller, welche das Leben Alexanders be-

schrieben, erwähnen der Priester in Hindostan, Bracmani genannt, und schreiben von ihnen, daß einige derselben Satzungen und Meynungen hatten, welche, wie wir wissen, die Braminen noch heut zu Tage noch beobachten. Es ist gar kein Zweifel darüber, ob es eben dasselbe Volk sey; die Eingebohrnen werden als wollüstig und blöde gezeichnet; von den Pallästen der Könige wird gesagt, daß sie von Gold und Edelgesteinen schimmerten; die Könige waren weibisch und wollüstig, hielten eine große Anzahl Kebsweiber, und als Alexander über den Indus gekommen, und bey einer Stadt, Namens Dädala, (welches, nach der Lage und der Aehnlichkeit des Namen zu urtheilen, wohl Delhi seyn kann) angelangt war, fand er, daß die Barbaren den Ort, aus Furcht, gänzlich verlassen hatten.

Nachdem Alexander seiner ungezähmten Eitelkeit die Genüge gethan, einen Theil des Landes zu bezwingen, überließ er den ruhigen Besitz desselben den friedlichen Hindus's, welche es regierten, bis es die Mahumedaner überzogen, von denen es lange hernach beherrscht, und zum Theil bevölkert worden.

den. Die Mahumedaner sind durch ganz Hindostan sehr zahlreich, und vorzüglich in den großen Städten; und nahe um die Hauptstadt herum ist ihrer vielleicht eine gleiche Zahl mit den Hinduh's; denn von der Zeit an, da die Mahumedaner Hindostan erobert, bis auf den heutigen Tag, ist ihre Parthey beständig durch Schwärme von Glücksjägern aus Persien, der Tartarey und andern mahumedanischen Ländern verstärkt worden.

Sechsunddreyßigster Brief.

Allahabad, Julius 1767.

Nach dem Tode Mahomeds zogen seine Nachfolger aus von Arabien, und bezwungen das ganze persische Gebiet, woselbst sie verschiedene Fürstenthümer errichteten. Die Perser waren damals Anhänger der Lehre Zoroasters, oder Feueranbeter. Viele von ihnen flohen um diese Zeit des Einfalls der Mahumedaner nach Hindostan; und die Nachkommen dieser Perser wohnen noch bis auf heute an den Küsten von Malabar, und

pflan-

pflanzen ihre alte Religion fort; sie werden Persy's genannt, oder auch Feueranbeter.

Nach der Eroberung von Persien nahmen die Afghanen, oder Patanen, (ein Volk, welches die gebirgigten Gegenden bewohnt, die Persien von dem Fluß Indus scheiden,) den mahumedanischen Glauben an, und 975 errichteten sie ein mahumedanisches Königreich.

Die Sultane dieses neuen Reichs fiengen bald darauf an, Einfälle in das benachbarte Hindostan zu thun. Allein die Rajahs vertheidigten sich eine Zeitlang sehr tapfer. Endlich ward aber doch das Land bis Delhi, und von da bis an den Zusammenfluß des Jumna und des Ganges, von den Patanen fast gänzlich unter das Joch gebracht; das war ungefähr ums Jahr 1217. Nach welcher Zeit die mahumedanische Macht sich immer erweitert und vermehrt hat.

Kaum hatten die afghanischen Sultane diese Eroberung zu Stande gebracht, als sie selbst aus ihrem ursprünglichen Reiche, den gebirgigten Ländern, durch eine eben so merkwürdige Revolution vertrieben wurden, womit es folgendermaßen zugieng:

Nach-

Nachdem die moguliſchen Tartarn an der Nordſeite von Indien und China, unter ihrem Heerführer Chingis- oder Zingis-Chan, in Perſien gedrungen waren, ſowohl dort, als durch ganz Aſien, alle arabiſchen Fürſtenthümer übern Haufen geworfen hatten: ſchickte der Chan auch ſeine Generale nach dem Reiche der Patanen, welches ſie einnahmen, und die Patanen bis nach Hindoſtan verfolgten; wovon ſie aber oft, und mit großen Niederlagen, abgetrieben wurden.

Amir Times, oder Timus, bekannt unter dem Namen Tamerlan, der Eroberer von Perſien und Kleinaſien, ein Nachfolger des Zingis-Chan, machte ſich ums Jahr 1397 der Lage zu Nutze, worinn ſich die patanische Regierung in Hindoſtan befand, (es war durch die Zänkereyen und Partheyſucht der Großen des Reichs zerrüttet und geſchwächt) that ſelbſt in Perſon einen Einfall in daſſelbe, und machte ſich in kurzer Zeit Meiſter vom größeſten Theile dieſes Reichs. Wohin er kam, verwüſtete er alles mit Feuer und Schwerdt. Ohn alles Erbarmen ließ er die Einwohner bey vielen Tauſenden niedermetzeln. Nachdem er das Land unterjochet,

zog er wieder heim nach seinem Hauptsitz Samarkant. Tamerlan war der Erste von dem itzigen königlichen Geschlechte, welche Hindostan eroberten.

Nachdem Tamerlan nach Samarkant abgezogen war, kam die Regierung des Landes wieder an die afghanischen Sultane: allein die Macht des Reichs ward bald durch innerliche Unruhen geschwächt, und ward dadurch abermals seinen Feinden zur Beute.

Sultan Baber, König von Indija, in gerader Linie ein Abkömmling von Tamerlan, fiel in Hindostan ein, und besiegte endlich 1525 die Pitan, Könige von Delhi; seine Nachfolger dehnten die Grenzen ihrer Herrschaft immer weiter aus; und gegen das Ende der Regierung des Aurengzeb, der im Jahr 1707 starb, waren sie Herren vom ganzen Lande geworden, ausgenommen ein paar kleine Districte an der Küste von Malabar.

Sobald das moguliſche Reich bis zu diesem Gipfel gestiegen war, fieng es an zu sinken, bis Nadir-Schach, der in Europa unter dem Namen Thamas Kuly-Kan bekannt ist, und der sich aus dem Stande

eines

eines Soldaten, der im Kriege sein Glück suchte, auf den persischen Thron geschwungen hatte, 1738 sein Heer nach Hindostan führte. Er setzte das ganze Land in schwere Contribution, und schleppte so ungeheure Summen aus dem Lande, daß es unglaublich scheint. Er zwang den Mogul, ihm manche Provinz in der nordwestlichen Gegend des Indusflusses abzutreten.

Der letzte, der darin Eroberungen machte, war Abdalla, ein Soldat von Fortüne, wie mans nennt, der sich unterm Nadir-Schach emporschwung, und seine Grundsätze annahm: Er ist itzt im Besitz aller der Provinzen, welche vom Mogul dem Nadir-Schach abgetreten wurden.

Außer diesen fremden Ueberfällen sind auch manche innerliche Veränderungen vorgegangen. Das Land hat viel Drangsal von den Schwärmen der Maratten erlitten, die so gut wie andre Feinde ihren Vortheil bey der Zerrüttung des Staats ersahen, welche beständig durch die schändliche Haabsucht der Omrahs, *) die allgemeine Verderbheit

*) Große des Reichs.

heit und weibische Trägheit des Volks, und die Schwäche der Regenten veranlasset ist.

Das Land ist zerrissen durch die innerlichen Kriege der moguliſchen Prinzen. Brüder haben mit Brüdern um die Regierung gekämpft. In den meisten dieser Kriege mußten Verrätherey und Meuchelmord den Mangel an Muth ersetzen, und den Streit zum Besten des glücklichsten Bösewichts entscheiden, der dann, wenn er seine Absicht erreicht hatte, wieder durch eine Cabale von Staatsministern aus der Welt geschafft, oder in weibische Wollust seiner Zanannah versunken, zum Werkeuge ihrer ehrgeizigen Anschläge gebraucht wurde.

Siebenunddreyßigster Brief.

Allahabad, Junius 1767.

Unter den Regierungen derjenigen Moguln, deren Weisheit, Muth und Thätigkeit dem Geschäffte gewachsen, ein so unermeßliches Reich zu beherrschen, war es in ordentliche Districte abgetheilt, die von Subadars verwaltet wurden; unter diesen stunden

stunden Nabobs den verschiedenen Provinzen vor, welche von den Königen abhängig waren, und ihnen Rechenschaft zu thun hatten; einige Provinzen und kleinere Districte ausgenommen, welche noch immer von Hinduischen Prinzen, Rajahs genannt, regiert wurden, die aber dem Mogul zinsbar waren. Ich muß aber anmerken, daß die Maratten niemals überwunden sind; und daß auch in den entferntern Theilen dieses ungeheuren Reichs noch einige kleine Districte sind, welche sich nie der Herrschaft der Mahumedaner unterworfen, und andre, die zwar von den Truppen der Moguln bezwungen worden, das Joch aber wieder abgeschüttelt haben.

Unterdessen blühete während der gedachten Regierungen das Reich. Es wurden Städte erbauet und Festungen, und Mosqueen und andre öffentliche Gebäude; man legte prächtige Bäder an und Gärten, und pflanzte große Waldungen; die Pracht des Hofes überstieg alle Einbildung, und der Name, großer Mogul, erscholl durch die ganze Welt.

Ehedem war Agra die größeste, reichste, und vornehmste Stadt des Reichs, woselbst sich auch sein königlicher Pallast befand, ob gleich die eigentliche Residenz des großen Moguls zu Lahor war. Seit sechzig und mehr Jahren aber ist das Hoflager zu Delhi.

Reisende, welche zu Aurengzebs Zeiten diese Städte besucht, haben fast unglaubliche Erzählungen von der Größe und Pracht der Palläste, der Mosqueen, Pagoden, Mausoleen der Mahomedaner, der Bäder, u. s. w. gemacht. Das Land war mit Lusthäusern, Gärten und Pflanzungen geziert: besonders zwischen Agra und Lahor, welches über hundert Stunden von einander liegt, war es mit schönen Pflanzungen bedeckt, welche fast den ganzen Weg von einer Stadt zur andern zur angenehmsten Allee machten.

Ganz besonders aber erzählen sie viel von der Kostbarkeit des Throns zu Delhi, welcher aus dem allerköstlichsten bestund, was die Moguls in einer Reihe von Thronfolgern gesammlet hatten, und unzählige Edelsteine von unglaublichem Werthe enthielt.

Wenn auch keine Spur mehr von der alten Größe vorhanden wäre: so könnte man den-

dennoch leicht glauben, daß zu den Zeiten des Wohlstandes die Reichthümer des Moguls so wohl, als der Nabobs und anderer Großen, unermeßlich gewesen seyn müssen, wenn man erwägt, was ein so gar weites Reich für Einkünfte bringt, und daß, nach der Natur der Regierungsform, die Reichthümer in sehr wenigen Händen sind. Eine despotische Regierung hat nur einige wenige Große, die übrigen sind Sclaven. Dazu kommt noch die bewundernswürdige Fruchtbarkeit des Bodens, der nicht nur alles das hervorbringt, dessen die Einwohner benöthigt sind, sondern auch die meisten von den Artikeln, welche von allen civilisirten Nationen zum behäglichen Leben so hochgeschätzt werden. Dabey wird das Land mit einer Menge von Flüssen durchströmt, die es befeuchten, und den innerlichen Handel erleichtern; und ein großer Theil wird vom Meere umgeben, in dessen Häfen die Schiffe von allen Weltgegenden einlaufen.

Achtunddreyßigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Von den Reichthümern des Landes müssen wir nunmehr auf seinen Verfall kommen. Der Ueberzug des Schach-Nadir gab der Größe des mogulschen Reichs den ersten empfindlichen Stoß. In diesem Kriege und in den folgenden, und in dem verwirrten Zustande, worin der Staat dadurch versetzt wurde, erschlafften die Zügel der Regierung; die entferntern Nabobs und Rajahs machten sich der Blödsinnigkeit des Hofes von Delhi zu Nutze, empörten sich, und weigerten den jährlichen Tribut, und behaupteten ihre Unabhängigkeit durch die Gewalt der Waffen; bis von einer Stuffe zur andern die Subaschaften erblich geworden, ob es gleich ursprünglich nur Statthalterschaften waren, deren Vicekönige der Mogul nach Gefallen ernannte und absetzte. Auf diese Weise haben sich der Nabob von Arcot, der Nabob von Muxadabad, und in der That, glaub ich, alle übrigen, von dem Mogul unabhängig gemacht; ob zwar einige

einige auch darunter so weit heruntergekommen sind, daß sie von den Engländern abhängen müssen.

Die nunmehrigen Beherrscher des mogulschen Reichs sind vom Geschlechte des Tamerlans, aber in wahrhaft mitleidenswürdigen Umständen. Diese Familie hat nur ein sehr Geringes mehr von ihrer ehmaligen Größe, als sie vor ein paar hundert Jahren eins der größesten, reichsten und bevölkertsten Reiche auf dem Erdboden beherrschte. Und sogar im Lande selbst ist wenig mehr über blieben, als die Trümmern seiner ehmaligen Herrlichkeit.

Der letztverstorbne Mogul, Allum Dschire, fand, daß das ganze Land, worüber der Hof nur einige wirkliche Gewalt hatte, dahin war, bis auf einige wenige und kleine Districte um Delhi herum. Ich sage, der Hof, denn er selbst hatte gar keine; er war ein Staatsgefangner seines Vezirs oder Premierministers, der ihn zuletzt hinrichtete, und einen seiner Enkel, einen Sohn des Schach Allum, auf den Muhnud (Thron) setzte. Aus der grausamsten und unerlaubtesten Politik hält er den jungen Prinzen in eben

dem Zwange, als vorher seinen Großvater.

Schach Allum, *) damals Schach Zadah **) genannt, entwich vor seines Vaters Tode aus Delhi, und that manche Versuche, eine Armee aufzubringen; aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos. Er war so weit herunter gekommen, daß er sich genöthigt sah, bey verschiedenen Nabobs um Beystand zu bitten, welche weder den Willen noch das Vermögen hatten, ihm zu dienen, und auch bey den Engländern suchte er Hülfe. Einmal schlugen sich auch die Maratten zu ihm; allein diesen Freybeutern war der Krieg nicht einträglich genug, ihren Beystand fortzusetzen. Zuletzt, nach verschiedenen unglücklichen Versuchen, fiel er gänzlich in die Gewalt des Sujah Ul Dowlat, bekannt unter dem Namen Sujah Dowlah, Nabob von Oud.

Die Engländer hatten damals Krieg mit Sujah Dowlah, weil er den abgesetzten Nabob von Muxadabad, Cossim Ali Chan, zu helfen und zu unterstützen sich hatte einfallen

*) König der Welt.

**) Des Königs Sohn.

fallen lassen. Der Sujah ward von den Engländern geschlagen, welche unter der Bedingung Frieden mit ihm machten, daß er die mit Unrecht an sich gerissene Provinz, Allahabad, dem Schach Zadah abtreten mußte, der sich unter unserm (der Engländer) Schutz begab.

Die Engländer setzten den Prinzen in Besitz dieser Provinz, brachten ihn auf den Thron, und ruften ihn unter dem Titel, Schach Allum, *) zum Kaiser aus. Die Einkünfte seiner Provinz, und eine gewisse jährliche Summe, die ihm die Compagnie aus den Einkünften von Bengalen auszahlt, belaufen sich ungefähr auf dreyßig Lock Rupien jährlich; welches ungefähr dreyhundert und siebzigtausend Pfund Sterling ausmacht. Das ist alles, was er hat, und womit er als Kaiser leben soll, in einem Lande, wo das Geld nicht den vierten Theil des Werths hat, als in Europa.

Wir stehn itzt in Allianz mit beyden; mit dem Prinzen, und mit Sujah Dowlah, der den Titel hat als Vizir; die Furcht aber, worin der Mogul vor seinem Vizir lebt, (der

*) Sein Vater war schon todt.

gegenwärtig der mächtigste Nabob in ganz Hindostan ist, dabey thätig, unternehmend, listig, ohne Grundsätze, ohne Achtung für irgend ein Gesetz, es sey göttliches oder menschliches, so bald es seinem Vortheile entgegen läuft; geschmeidig bis zur größesten Niederträchtigkeit gegen diejenigen, die er fürchtet; ein Tyrann, wo er Gewalt hat; kurz, ein wahrer orientalisch großer Mann,) hat ihn auf den Wunsch gebracht, beständig eine Armee Engländer in der Nähe zu haben. Er hat ihr seinen Pallast und die Festung zu Allahabad zu Quartieren eingeräumt, und bezahlt ihr die außerordentliche Zulage, Batta genannt, welche die Truppen bekommen, wenn sie außer den Provinzen dienen. *) Er residirt nun mit seinem Hofe und Zanannah, und verschiedenen Kindern, in einigen wenigen Bungaloes, in einer kleinen Entfernung von der Festung am Ufer der Jumna; eine gar nicht schickliche Wohnung für die höchste Würde. Indessen läßt er sichs da sauer werden, eine schäbige Art von

*) Bengalen, Bahar und Orixa. Die Soldaten der ostindischen Compagnie, außer diesen drey Provinzen, erhalten eine tägliche Zulage.

von Hoheit und Parade zu unterhalten, und hat ein paar Seapoys in eignem Solde, gerade nur so viel als nöthig sind, ihn zu begleiten, wenn er öffentlich erscheint, und nicht völlig ein Bataillon; sie sind auf engländischen Fuß mondirt, aber schlecht disciplinirt, und eben so schlecht besoldet.

Dieser Mogul ist einer von den schwärzesten unter den Muselmannen; seine Ernsthaftigkeit im Betragen gränzt ans Finstre. Er führt ein unthätiges, träges Leben; man glaubt, das sey eine Folge von seinen häufig erlebten Widerwärtigkeiten, die ihn vielleicht so weit gebracht haben, selbst der Hoffnung zu entsagen, jemals sein Reich wieder zu erlangen, oder auch nur zum Besitze des Thrones seiner Voraltern von Delhi zu kommen.

Seine Hauptbeschäfftigung besteht darin, daß er seinen Huter schmaucht, sich nach Gewohnheit der Mahumedaner badet, und seinen Haram *) besucht; worin er seine meiste Zeit hinbringt. Wenn er ausgeht, das nur selten geschieht, reitet er gewöhn-

*) Serail, oder Weiberbehältniß.

lich auf einem Elephanten, und hat seinen ganzen Hofstaat bey sich. Zuweilen thut er des Abends eine Lustfahrt auf dem Flusse, und das macht ein angenehmes Schauspiel; die Böte, welche sehr hübsch ins Auge fallen, werden illuminirt, und die Musik, so rauh und barbarisch sie immer noch ist, klingt auf dem Wasser gut genug.

Neununddreyßigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Die drey Provinzen, Bengalen, Bahar und Orixah, in welchen gegenwärtig die Engländer so große Besitzungen haben, stunden ehedem jede besonders unter ihrem eignen Vicekönige; sind aber nachher unter einen Nabob oder Soubadar vereinigt; seit welcher Zeit in dieser Soubah wichtige Veränderungen vorgefallen sind. Sie wurde von einem Tartar usurpirt, der erst Bedienter beym Soubadar, und hernach Officier in seiner Armee gewesen. Sein Name war Allaverdi. Ein Enkel seines Bruders, den er an Kindesstatt aufgenommen hatte, und

und Surajah Dowlah hieß, war der Erste, der mit den Engländern Krieg führte. Die Drangsale, welche damals über die engländische Factorey ergiengen, die Grausamkeit mit dem schwarzen Loche,*) der Untergang des Nabobs Surajah Dowlah, und die nachherigen Veränderungen der Nabobs, sind der Welt so umständlich bekannt gemacht, daß es unnöthig ist, solche zu wiederholen.

Zur Zeit des Surajah Dowlah hatten die Engländer ein kleines Fort zu Calcutta, auch einige Kaufhäuser in der Stadt, und führten ihren Handel, unter Vergünstigung des Nabobs, gegen Bezahlung von Zöllen. Die Compagnie hatte auch ihre Officianten in ver-

*) Der Nabob sperrte einige hundert Engländer in ein unterirdisches Gewölbe, das nur ein einziges Luftloch hatte. Sie waren so hineingepreßt, daß sie aufrecht stehen mußten, und sich nicht regen konnten. Und so erstickten und verhungerten sie alle, bis vielleicht auf einen oder etliche wenige, die zunächst an dem Luftloche gestanden waren. Unter den Engländern ist diese grausende Geschichte sehr bekannt, und fast jeder weis, was man meynt, wenn man the black Hole, das schwarze Loch, nennt. Der Uebers.

verschiedenen Orten des Landes, um Aufsicht über die Manufacturen zu führen.

In dieser Lage war es dem Nabob mit seiner zahlreichen Armee ein Leichtes, die Engländer zu verjagen, deren nur wenige an der Zahl waren.

Bey Ankunft der Flotte aber, unter dem Admiral Watson, die uns von unsern andern Besitzungen in Indien zu Hülfe kam, und der Armee unter dem Obersten Clive, gewannen die Sachen plötzlich eine andre Gestalt. Der Nabob ward geschlagen, und sein General, der die Engländer begünstigte, und dadurch die hauptsächliche Ursache an dem Falle seines Herrn war, ward von ihnen auf den Muhnud gesetzt; jedoch mit gewissen Einschränkungen zum Vortheile seiner Wohlthäter, und gegen sein Versprechen, alle diejenigen völlig schadlos zu halten, die durch den letzten Krieg mit seinem Vorgänger Surajah Dowlah gelitten hatten. Der Handel und die Vortheile der Compagnie wurden auf die Art sehr erweitert; sie verstärkten ihre Armee, und nahmen täglich zu an Anzahl, Reichthum und Macht.

Weil

Weil aber der Nabob den Vertrag nicht erfüllte, so ward es nöthig erachtet, ihn abzusetzen. Ein anderer ward auf den Muhnud erhoben, gegen größere Bewilligungen für die Compagnie, der aber hernach einem dritten Platz machen mußte, der noch weiter ausgedehnte Privilegien ertheilte, als die vorigen. Als der dritte starb, bekam er seinen Sohn zum Nachfolger, und seitdem sind seine Erben beständig auf dem Muhnud geblieben.

Bey jeder Veränderung in der Regierung gewannen die Beamten der Compagnie große Vortheile für ihre Herren, nicht zu erwähnen, was sie für sich selbst dabey machten; dergestalt, daß jetzt die Compagnie die völlige Herrschaft über die drey Provinzen in Händen hat, und dem Nabob, der unter ihnen regiert, eine gewisse Summe aus den Einkünften bewilligt. So gieng es mit den Veränderungen zu, wodurch das Reich Hindostan in die gegenwärtigen Umstände versetzt ist.

Vierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Die Natur einer despotischen Regierungsform ist so bekannt, und allenthalben so einförmig, daß es unnöthig ist, von der Regierungsform in Hindostan viel besonders zu sagen; überdem würd' es auch sehr schwer seyn, weil die Engländer bey allen Verbindungen, in der sie mit dem Lande stehen, nichts entdecken können, was einer ordentlichen Sammlung von Gesetzen ähnlich wäre, oder nur gar Etwas dergleichen, wenn man den Koran ausnimmt; dessen Gesetze dabey immer ganz verschieden erklärt werden.

Eins aber giebt es, das sonderbar ist, und ganz von der Natur der Regierungsform, und von der Religion der Mahumedaner abzuweichen scheint, die sonst so emsig trachten, Proselyten zu machen. Ich meyne die Gewissensfreyheit, welche man den Hinduh's verstattet. Ob die Mahumedaner vorher sahen, es würde unmöglich seyn, sie zu bekehren, oder ob sie den Versuch für gefährlich hielten, so ist so viel gewiß, daß

sie

sie ihnen, nachdem sie das Land erobert hatten, nicht nur die freye Ausübung ihrer Religion ließen, sondern auch manchen unter ihnen Statthalterschaften über Provinzen anvertrauten.

Der Wille des Obern ist Gesetz; allein da in jedem Staate eine gewisse Art Ordnung seyn muß, die wenigstens nicht so schwankend scheine: so sind Beamte eingeführt, gewisse Districte zu regieren; die Einkünfte einzuheben; Streitigkeiten unter den Unterthanen zu untersuchen und zu schlichten. Zur Entscheidung dieser Streitigkeiten, von was für Art solche auch seyn mögen, sind gar keine positiven Gesetze vorhanden, sondern gewisse alte Herkommen, bey denen man immer fest hält, es sey denn, daß man es eben für besser halte, nicht darauf zu achten.

Der Prinz ist keinem Zwange von Gesetzen unterworfen; so lang' also er sein Ansehn behaupten kann, beugt sich jede Stirne vor ihm bis zur Erde, aller Hände schlagen vor ihm demüthiglich über der Brust zusammen, und jeder seiner sclavischen Knechte preiset und rühmet die schändlichsten seiner Thaten,

und

und zittert vor seinem Wink. Aber, so wie die Niedrigern keine Gerechtigkeit erwarten, so halten sie sich auch nicht ferner zum Gehorsam verpflichtet, sobald sie sich demselben mit List oder Gewalt entziehen können.

Nach der Constitution gehört alles Land dem Mogul eigenthümlich; und die Nabobs, welche sich vom Mogul unabhängig gemacht haben, behaupten dasselbige Recht in ihren Herrschaften. Deswegen sind die Einkünfte des Regenten von den Landgütern nicht sowohl Abgaben, oder Schatzgelder, als Pachtzinsen. Die Abgaben liegen auf den Kaufmannswaaren, Impost auf ein- und ausgehende Güter in verschiedenen Häfen u. s. w.

Das Recht, Testamente zu machen, ist vergönnt, vermöge dessen der Unterthan die Macht hat, über seine Güter und sein Geld in seinem letzten Willen für seine Familie zu verfügen.

Die hohen Bedienungen sind fast alle militarisch; der Nabob ist der erste Kriegsminister und General in der Provinz, oder in den Provinzen, die er verwaltet; der Phousdar folgt auf ihn, und steht gemeiniglich der Regie-

Regierung über einen ansehnlichen District vor. Havildars und Zemindars gebieten über Städte und Dörfer.

Die Contributions werden mit militarischer Gewalt eingetrieben, oder wenigstens mit dem Scheine von einer Armee; und alles ist darauf eingerichtet, dem Unterthanen durch den Sinn zu fahren, und ihm die ängstlichste Furcht einzujagen.

Einundvierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Weil die Mahumedaner alle an die Prädestination und auch daran Glauben haben, daß sie, wenn sie in der Schlacht fallen, gerades Weges zum Paradiese wandern: so sollte man denken, es müßten gar vortreffliche Kriegsmänner seyn. Dieß war unstreitig die Absicht ihres Propheten, der eine kriegerische Seele hatte, und sein Gesetz mit dem Schwerdte in der Hand einführte.

Als die moguliſchen Tartarn zuerst Hindostan erobert, sagt man, sollen sie ein

tapfres, kühnes, abgehärtetes Volk gewesen seyn, das mit unwiderstehlicher Kraft seine Eroberungen über das ganze Land fortsetzte; doch ist es nicht unmöglich, daß die Weichlichkeit des Volks, mit dem sie's zu thun hatten, eben so viel zu ihrem Ruhm' und Siegen beytrug, als ihr eigner Muth.

Es ist eine so bekannte als richtige Bemerkung, daß das hiesige Clima es an sich hat, jeden Menschen, der darin wohnt, zu erschlaffen, und mit der Zeit aus dem munterſten einen trägen Menschen zu machen; dieses Uebel nimmt zu; und mit jeder Generation wird die Lumley ärger; hieraus läßt sich die gegenwärtige Ausartung der Mahumedaner in Hindostan, däucht mich, erklären.

Nichts kann einen richtigern Begriff von ihrer politischen und militarischen Kraft geben, als die Wirkung der brittischen Waffen, weil der Engländer in Vergleichung mit den Schwarzen nur eine Handvoll Mannschaft ist.

Man hat freylich noch einige Beyspiele, daß die Seapoys, unter Commando von brittischen Officieren, ganz brav gefochten haben,

haben; unter ihren National- oder schwarzen Officieren aber ermangeln sie der ununterbrochenen Kriegszucht, die eben so nothwendig ist, als Herzhaftigkeit und Muth. Diese allgemeine Kraftlosigkeit und Trägheit ist Ursache, daß, wenn von Zeit zu Zeit einmal ein Mann aufsteht, der nur mittelmäßige Fähigkeiten besitzt, dabey kühn ist, entschlossen und thätig, laß ihn auch von noch so niedrigem Stande seyn, der kann alles unternehmen und durchsetzen, und ein großer Mann werden; und wenn ihm nur erst ein Streich gelingt, so hält man ihn für unüberwindlich, und die benachbarten Mächte, welche sich ihm widersetzen, so lange sie glauben, daß sie dürfen, schlagen sich augenblicklich zu ihm, so bald sie sehen, daß er Glück hat, bis seine Armee ungeheuer groß wird. Sollte ihm aber auch das Glück nur Einmal den Rücken zukehren, so ziehen sie von ihm ab, und lassen ihn in dem Augenblicke stecken, wo er ihrer Hülfe am meisten bedürfte. Einer von dieser Art von Wagehälsen ist Hyder Alli, der sich itzt in Decan so furchtbar gemacht hat.

Zweyundvierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Obgleich die Mahumedaner nicht so genau in Stämme abgetheilt sind, als die Hinduh's, noch durch ihre Gesetze verhindert werden, sich zu einem höhern Range zu schwingen: so haben sie gleichwohl dieselbe Meynung vom Stammverlust; doch wird es bey ihnen nicht so streng beobachtet. Wenn jemand von ihnen Schweinefleisch isset, oder Wein trinket, so sollte er seines Stammes verlustig seyn; bey dem allen trinken sie oft ins Geheim, und bis zum Uebermaaß. Oeffentlich vor den Leuten aber scheinen sie in diesen Puncten äußerst gewissenhaft; das geht so weit, daß ein Koch, der ein Muselmann ist, um vieles keinen Bissen Schweinefleisch anrichtete, oder keiner von allen Bedienten, und stünden auch hundert zur Aufwartung da, einen Teller oder eine Schüssel abnehme, worin Schweinefleisch gewesen, es müßte denn ein Sklav seyn, der zu keinem Stamme gehört,

und

und den also diese oder jede andre Verrichtung nicht erniedrigen kann.

Der Harri, oder Harricore Cast, ist der Auswurf sowohl von Muselmannen als Hinduh's, und werden zu den geringsten und niedrigsten Verrichtungen gebraucht. Es sind Leute, die entweder selbst, oder deren Aeltern stammverlustig geworden sind. Doch ist für die elendesten unter diesen noch ein Hülfsmittel, und das ist, daß sie Christen werden; römischcatholisch nämlich; und daraus bestehen, wo nicht die einzigen, doch die meisten Proselyten, deren sich die Missionären in den Morgenländern rühmen können. Mehrentheils sind diese Proselyten Leute, die entweder ein großes Verbrechen begangen haben, oder in ihrer Jugend zu Sklaven gemacht sind, wodurch sie verhindert werden, jemals wieder unter ihre eigne Religionsverwandte zurückzukehren. Wenn ein Weibsbild ein Verbrechen begangen, das ihren Mann, oder sonst jemand dahin bringt, ihr die Haare abzuschneiden, welches der größeste und unauslöschlichste Schimpf ist: so ist sie, gleich tausend andern, nur froh, in irgend eine Gesellschaft aufgenommen zu

werden, und läßt sich taufen. Solchergestalt sind die meisten Christen unter den Mohren es mehr aus Noth, als aus Ueberzeugung.

Die portugiesischen Paters, deren es viele in Indien giebt, nehmen alles auf, taufen sie, und ertheilen ihnen Absolution. Sobald sie zu Christen gemacht sind, heißen sie Portugiesen. Die Weiber verändern ihre Kleidung, und tragen so Etwas, das einer Jacke und Rocke ähnlich sieht; und die Mannsleute sind beflissen, sich als Europäer zu kleiden. Ihre Sprache nennt man Pariar Portugiesisch, und ist ein jämmerlichs Gemengsel aus fast allen europäischen Sprachen, mit einigem Zusatz aus der Indianischen. Gleichwohl ist dies, in vielen Gegenden von Hindostan, besonders an den Seeküsten, für Reisende ein sehr nützlicher Dialect, und wird die Lingua Franca von Indien genannt.

Sie befinden sich größestentheils in armseligen Umständen, und werden, aus oben angeführten Ursachen, von allen übrigen Indianern mit großer Verachtung angesehen. Und in der That, ohne Grund ist es

nicht,

nicht, daß sie solche für das schlechteste Gesindel halten; denn außer der allgemeinen Verderbniß der Sitten, sind sie, wo möglich, noch listiger und verschlagener; dabey aber auch zugleich, die meisten wenigstens, thätiger und fleißiger, und lernen leichter Etwas.

Daß man diese Mohrenchristen Portugiesen nennt, ist noch eine Gewohnheit von den Zeiten her, da in Indien keine andre Europäer als Portugiesen bekannt waren, und also alle Proselyten unter ihre Nation aufgenommen wurden. Gegenwärtig aber haben die eigentlichen Portugiesen fast allen Handel und Geschäffte durch ganz Hindostan verloren. Ihr vornehmster Sitz ist nunmehr zu Goa.

Dreyundvierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Die Mahumedaner theilten sich, nach dem Tode ihres Propheten, in verschiedene Secten. Die in Hindostan sind mehrentheils Anhänger des Ali, und ihr Glaubensbekenntniß heißt: „Es ist nur ein

„Gott, Mahomed ist sein Prophet, und „Ali ist sein Freund.“ *) Dieses Symbolum führen sie oft im Munde; und wenn in Persien oder der Türkey ein Christ dasselbe aussprächе, daß es ein Mahumedaner hörte, müßte er die Religion annehmen, oder das Leben verlieren; allein ist es, daß die nach Hindostan gekommenen Muselmannen ihren Bekehrungsgeist dahinten gelassen, oder haben sie so lange unter Leuten von einer andern Religion gewohnt, daß sie es darüber vergessen haben, ich weiß nicht; aber das ist gewiß, daß man von keiner Verfolgung über diesen Punct hört; oder von irgend einem Versuche, weder Christen noch Heiden zu ihrer Religion überzubringen.

Die Lehrsätze ihrer Religion sind leicht und faßlich: es wird ihnen geboten, sich fleißig durch Waschen zu reinigen; oft zu beten; zuweilen zu fasten; sich des Schweinefleisches und des Weins zu enthalten; den Zehnden von ihrem Gute den Armen zu geben. — Was die Wallfahrt nach Mecca betrifft,

*) Dieser Zusatz: und Ali ist sein Freund, wird von den übrigen Mahumedanern nicht angenommen.

betrifft, ist ihnen die zu große Entfernung eine hinlängliche Entschuldigung, wenn sie solche unterlassen. Wer aber diese Reise gethan hat, dem begegnet man mit großer Ehrfurcht.

Die Vornehmen unter ihnen sind so ganz leise der Meynung, daß das Verbot des Weins nur das gemeine Volk angehe; Schweinefleisch rühren sie zwar nicht oft an, es müßte denn in der Gestalt eines engländischen geräucherten Schinken vorkommen, worauf sie sehr lecker sind, und dem Gesetze dadurch ausweichen, daß sie es europäisch Hammelfleisch nennen. Die geringen Leute haben selten Gelegenheit, diese Gesetze zu übertreten; kommt ihnen aber einmal eine vor, so sind die wenigsten gewissenhafter als ihre Obern. Der ganze Unterschied liegt blos darin, daß sie es heimlicher halten müssen.

Sie sagen täglich fünf kurze Gebete her; und das Gebot ist, daß sie vorm Gebete den Mund und die Hände waschen müssen. Wenn sie diese kleinen Gebetsformeln hersagen, sollen sie aufmerksam seyn, und wenn sie von ungefähr dadurch, daß sie jemand anredet,

oder daß ein Insect sie beißt oder sticht; oder es sey was es sey, wodurch sie die Lage ihres Körpers ändern müßten, in ihrer Andacht gestört oder unterbrochen werden: so fangen sie das Gebet wieder von vorne an. Wenn um die Zeit ihres Gebets ihnen das Waschen eben nicht thunlich ist: so begnügen sie sich damit, daß sie so thun, als wüschen sie sich; reiben sich die Hände und die Lippen, und sagen, das gilt auch. Außer diesem täglichen Waschen haben sie auch noch das Gebot, sich fleißig zu baden. Ein Gebrauch, der, wäre es auch kein Religionsgebot, in diesem heißen Lande sehr angenehm zu erfüllen seyn muß.

Betreffend das Gebot, den Zehnden von seinem Vermögen den Armen zu geben: so ist der Zustand des Reichs von der Beschaffenheit, daß es wenige Menschen darin giebt, die nicht entweder über das Gesetz hinaus wären, oder Etwas zu geben hätten.

Kurz, die Muselmannen in Indien sind keine so strengen Beobachter ihrer Religion, als diejenigen, welche dem Grabe ihres Propheten näher wohnen.

Sie

Sie glauben alle eine Prädestination, und sagen, was einmal vorher bestimmt ist, das muß geschehen; ganz besonders sey die Todesstunde eines jeglichen Menschen von Ewigkeit her im Buche des Schicksals angeschrieben. Dieser Glaube hat einen großen Einfluß auf ihre Art zu denken und zu handeln. Sie gehn dem Tode mit einer Gleichgültigkeit entgegen, worüber man erstaunen muß; und ein Mensch, der vermögend ist, auf die kriechendste Weise zu bitten, ihm eine Strafe zu erlassen, oder sein Vermögen zu retten, wird nicht ein einziges gutes Wort um sein Leben verlieren; so innig überzeugt sind sie von der Prädestination!

Sie glauben auch, daß derjenige, der in einer Schlacht bleibt, gleich unmittelbar ins Paradieß komme.

Es ist eine allgemeine Sage der Reisenden, daß die Mahumedaner nicht glauben, daß die Weiber Seelen haben, und daß solche von dem Propheten aus dem Paradiese ausgeschlossen seyn sollen; indessen leugnen die arabischen Sprachgelehrten dieses als eine grundlose Unwahrheit, und beweisen ihre Meynung aus dem Alkoran selbst. Besonders

sonders verhieß er seinen eignen Weibern, sie sollten, wofern sie seinen Gesetzen gehorchten, einen ganz vorzüglichen Platz angewiesen erhalten.

Nichts destoweniger, es mag nun seyn, daß die Muselmannen itziger Zeit durch ihre Gelehrten und Ausleger des Alkorans zu einem solchen Irrthume verleitet sind, oder ob sie solchen aus Politik angenommen haben, gleichviel, ich kann Sie versichern, daß viele unter ihnen (hier zu Lande wenigstens) glauben, daß die Weiber, wo nicht völlig aus dem Paradiese verbannt seyn, doch wenigstens nicht eines so hohen Grades von Seligkeit können theilhaftig werden, als sie selbst. Einige darunter gehen so weit, zu sagen, daß diese wenigen edlen weiblichen Seelen, die sich auf Erden durch ganz vorzügliche Tugenden oder herrliche Thaten hervorgethan haben, vielleicht hinein kommen können.

Alle Mahumedaner haben in ihren Häusern das Recht über Leben und Tod, über ihre Weiber, Kinder und Sklaven, wenn jemand davon ein Verbrechen begeht, auf welches der Koran Lebensstrafe setzt.

Strit-

Strittige Glaubenspuncte stören ihre Ruhe nicht. Sie sind so warme Verehrer der Wahrheit nicht, daß man nach Wissenschaft und Künsten suchen dürfte. Die morgenländischen Weisen, deucht mich, sind in ganz Morgenland nicht mehr zu finden. Wenigstens sucht man in Hindostan umsonst nach Philosophie und Philosophen. Selbst die Prinzen und Minister sind so entfernt von aller Gelehrsamkeit, daß einige darunter kaum ein wenig lesen und schreiben können.

Die großen Reichthümer erzeugten Ueppigkeit und Wohlleben, und darauf folgten Ungerechtigkeit, Geldschneiderey und Plündern der Unterthanen. Die Reichthümer sind eine Beute der Fremdlinge geworden, und die Würde des Monarchen ist von seinen eigenen Unterthanen geschändet.

Den Mahumedanern ist zwar das Weintrinken verboten, aber deswegen sind sie dennoch oft betrunken vom häufigen Gebrauche des Opiums. Sie käuen davon nicht nur in großer Quantität, sondern mischen ihn auch unter ihren Toback. Dieß macht sie nun nicht so munter oder lebhaft,

oder bringt sie zu solchen Ausschweifungen, als trunkene Leute wohl zu begehen pflegen, sondern macht sie im sehr hohem Grade schläfrig, dumm und lässig. Sie haben auch ein Getränke, das sie Bang oder Bank nennen, und nehmen solches wie einen Schnapps. Es hat eben die duselich machende und einschläfernde Eigenschaft, als das Opium.

Vierundvierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Die meisten unter den vornehmen Staatsmännern, als Nabobs, Niabs *) u. d. gl. legen ihre Reichthümer an, in Juwelen; die Ursache ist ersichtlich. Sie sind nicht sicher, ob und wie lange sie ihren Posten behalten; und ein Mann, der seiner Würde entsetzt wird, darf nicht darauf rechnen, daß es ihm erlaubt seyn werde, sich mit seinem Vermögen in Ruhe zu begeben: sondern daß man ihn, der Gewohnheit nach, auf alle Art und Weise verfolgen werde.

Ein

*) Ein Niab ist eben das bey einem Nabob, was der Vezier beym Mogul ist.

Ein in Ungnade gefallener Günstling hat alles zu befürchten.

So lang sie in Gunst sind, tyrannisiren sie, drücken und pressen alle, die unter ihnen stehen; nehmen ihr Vermögen, und rauben ihre Töchter: denn wer darf es wagen, seine Stimme zu erheben gegen „den Mann, „den der König gerne ehren will?“

Aber so bald ist nicht sein Fall ruchtbar worden, als jedermann seine Klagen vorbringt, und vergrößert vorbringt. Dem Beschuldigten bleibt nichts übrig, als die Flucht; glücklich, wenn er entkommen kann! Seinen Posten läßt er einem andern, der fast beständig in seine Fußtapfen tritt.

Hätt' er nun sein Geld im Handel laufen lassen, so hätte man seine Waaren confiscirt; oder hätt' ers einem Freunde in Verwahrung gegeben, der Freund würd' es ihm veruntreuen. Aber Edelsteine sind ein Schatz, der leicht zu verbergen und fortzubringen ist.

Alle Leute von Stande halten ein großes Gefolge von Bedienten, denen sie einen sehr geringen Lohn geben; da solche aber doch leben müssen, so machen sie sich des Schutzes

ihrer

ihrer Herren zu Nutze, und halten sich dadurch schadlos, daß sie jedermann, der bey ihren Herren etwas zu suchen hat, den Zutritt verkaufen, Geschenke erpressen, die Handwerker und Krämer zwingen, ihnen um halbes Geld zu verkaufen, u. s. w. Kurz, das „Verderben hat sie über„schwemmt, gleich einer Sündfluth!“

Was den gemeinen Haufen anbelangt, so kann ich kaum davon sprechen, ohne daß mirs in der Seele weh thut; oder jemals durch die Buzars zu Patna oder einem andern Orte gehen, ohne das Armuth hier zu Lande mit dem unsrigen in England zu vergleichen, und dann muß ich sagen, diese Leute sind arm in der That! Fast nichts haben sie, ihre Blöße zu decken; ihre Nahrung ist Reiß und Wasser; und ihre armseligen Hütten sind von Stroh. In der kalten Jahrszeit machen sie von ein wenig Stroh mitten in ihrer Hütte ein Feuer an, und ersticken fast dabey von Qualm und Dampfe. Ihre Vernunft, so viel oder wenig ihnen die Natur davon verliehen haben mag, wird eben so wenig gebildet, als der Thiere, die gar keine haben. Sie haben weder

weder Freyheit noch Eigenthum, und dulden die Tyranney eines jeden Obern. Was aber das Maaß ihres Elendes voll zu machen scheint, ist, sie mögen vor Hitze verschmachten, oder vor Kälte erstarren, so geht ihr Hang zur Trägheit und Faulheit in beyden Fällen so weit, daß er alle ihre Seelenkräfte zu verschlingen scheint; die unmittelbare Selbsterhaltung kann sie kaum ein wenig aufraffen.

Wenn man durch die Gassen geht, sieht man Männer, Weiber und Kinder haufenweise so unbeweglich als Bildsäulen vor den Thüren sitzen; und ihre Abneigung vor aller Bewegung geht so weit, daß, wenn sie selbst oder ihre Kinder in Gefahr sind, überritten oder überfahren zu werden, sie so wenig selbst eher aus dem Wege rücken, oder eine Hand ausstrecken mögen, ihre Kinder zu sich zu ziehen, bis auf den Augenblick der größesten Gefahr, und alsdann auch keinen Zollbreit weiter, als sie hochnöthiger Weise müssen, und das mit einer so verdrossenen Miene, welche ganz deutlich beweiset, wie sehr es ihnen zuwider ist, Hand oder Fuß zu regen.

Müßige Ruhe ist ihr größestes Behagen; und über nichts können die Indianer sich mehr wundern, als wenn sie sehen, daß die Europäer Gefallen an Leibesbewegung finden: und erstaunen, zu sehen, daß Leute spatzieren gehen, welche hübsch still sitzen könnten!

Ein vornehmer Muselmann, der zu einer Lustbarkeit bey einem Engländer eingeladen war, wobey auch getanzt wurde, sagte mit treuherzigem Ernste, er wundre sich sehr, wie sich die engländischen Damen und Herren selbst der Mühe unterziehen möchten, zu tanzen, da es ihnen doch gewiß nicht an Leuten fehlen könnte, die ihnen was vortanzten. Sie finden diese Anmerkung vielleicht sonderbar genug, aber sie war bey alledem so unnatürlich nicht, und wird demjenigen auch gar nicht wunderlich vorkommen, welcher täglich wahrnehmen kann, was für Wirkung das Clima thut.

Und doch, was sehr außerordentlich ist, giebt es gewisse Stämme, sowohl unter den Hinduh's, als Mahumedanern, welche sich zuweilen sehr sauren Arbeiten unterziehen, besonders die Träger; Leute, deren Gewerb'

es ist, ein Palenkin zu tragen. Größestentheils sind es stämmige Kerle. Ein Palenkin wird von vieren getragen; man nimmt sieben oder achte, die sich ablösen, und in einer Stunde eine Person viertausend Schritte Weges forttragen, und das verschiedene Stunden hinter einander aushalten. Die Dandies haben gleichfalls ein sehr saures Gewerbe, und ein Mensch, der nicht dazu gewöhnt worden, und wie sie, alle Augenblicke im vollen Schweiße ins Wasser sollte, würd' es mit dem Leben büßen müssen.

Es giebt einige andre Stämme, welche sehr schnell zu Fuße sind, besonders die Hircarer. Diese Leute werden oft zu Kundschaftern, beydes in öffentlichen und Privatangelegenheiten gebraucht. Sie werden auch viel als Läufer gehalten, und machen einen Theil der Dienerschaft aus, womit vor dem Palenkin Parade getrieben wird. Man sendet sie auch mit Briefen oder Bothschaften in weit entlegene Gegenden des Landes, und ihre Geschwindigkeit geht weit.

Wenn man einem Hircarer einen Brief etwas weit wegzubringen giebt: so nimmt er seinen Turban, und verbirgt ihn sorgfäl-

tig in dessen Falten; versteht sich mit einem kupfernen Topfe, damit er aus Brunnen oder Teichen an seinem Wege Wasser schöpfen kann, ein weniges gerösteten Reis, entweder in einem Beutel, oder in den Falten seines Kleides, welches gewöhnlich aus einem Stücke sehr grober Leinwand besteht, das ihm von den Hüften bis auf die Kniee reicht; mit dieser Ausrüstung und einem Prügel in der Hand, macht er Ihnen eine Reise von drey bis vierhundert Meilen.

Die Wollknechte, welche Seisses genannt werden, sind auch ziemlich gut zu Fuße. Denn allemal, wenn das Pferd geritten wird, muß der Seiß, der es unter der Striegel hat, als Bedienter mitgehn. Scheint die Sonne, so geht auch noch ein Träger mit einem Sonnenschirm nebenher, und halten beyde Schritt mit dem Pferde. Aber freylich reitet man hier auch nicht schnell.

Aus allem diesen erhellet aber schon hinlänglich, daß die Einwohner hier nicht unfähig sind, Leibesarbeiten zu verrichten; und, obgleich das Clima ohne allen Zweifel sehr erschlaffend ist, so scheints doch, daß es noch mehr auf die Seelen, als auf ihre

Kör-

Körper wirkt. Und zu dieser Verdrossenheit des Geistes mag die despotische Regierung mit ihren Folgen nicht wenig beytragen.

Fünfundvierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Der Anstand der Indianer ist, im Ganzen genommen, bescheiden und zurückhaltend; gegen ihre Vorgesetzten bezeigen sie sich ganz ungemein demüthig. Der Gruß, den sie Salam nennen, und womit gute Bekannte begrüßen, besteht darin, daß sie ihre rechte Hand zur Stirne führen. Vor einem Obern beugen sie den Körper, lassen die rechte Hand fast bis an die Erde sinken, und führen solche ganz langsam dreymal zur Stirne. Vor einem Prinzen aber werfen sie sich beynah völlig zur Erde; und wenn sie um Gnade bitten, so heben sie beyde Hände gefaltet in die Höhe, und ringen solche mit der kläglichsten Miene und in der flehendsten Stellung; und zuweilen, um eine desto größre Ehrfurcht und Unterwürfigkeit anzuzeigen, fangen sie dergestalt an zu zit-

tern, als ob sie einen Anfall vom Fieber hätten. Doch wird diese letzte Posse nur für wichtige Gelegenheiten aufgespart. Kurz, keine Stellung ist so kriechend, keine Sprache so demüthig, keine Unterthänigkeit, keine Schmeicheley so arg und so grob, die sie nicht gegen diejenigen brauchen, die sie fürchten.

Vom edlen Gefühle der Würde der Menschheit ist keine Spur da. Und der zweyte Mann in einem despotischen Staate ist weiter nichts, als der erste Sklav, der, zur Schadloshaltung für die, seinem Herrn geleistete Knechtschaft, eben die blinde Unterwürfigkeit von denen erzwingt, die im geringsten unter ihm stehen; und so geht das oberwärts Kriechen und unterwärts Strotzen stufenweise bis zum gemeinen Manne hinunter. Kein Mensch ist mit seinem Obern verschiedener Meynung, oder besser zu sagen, sie haben gelernt, sich keine eigne Meyzu erlauben.

Nach dem Alkoran ist jeder mahumedanische Prinz verbunden, täglich einige Stunden zur öffentlichen Justitzpflege zu widmen: und in Indien wird dies Gesetz beobachtet.

Jeder

Jeder Nabob hält alle Tage entweder selbst, oder der Niab in seinem Namen, öffentlich Gericht, ihre Feyertage ausgenommen; und in jeder Stadt oder Flecken hat der erste Vorgesetzte in seinem Sprengel eben dasselbe Recht, alle Händel zu untersuchen und zu schlichten.

Der Gerichtshof, der Durbar genannt, ist ein großes Gebäude, an einer Seite offen, um den großen Haufen Menschen zu fassen: dahin begiebt sich jedermann, der eine Klage vorzubringen hat. Eine Wissenschaft ist hier die Rechtspflege nicht. Man kennt keine Advokaten; und Sammlungen von Gesetzen und Verordnungen sind nicht vorhanden, um darnach zu entscheiden. Der Kläger tritt ohne Umstände vor den Durbar, und ruft mit aufgehabenen Händen und lauter Stimme mit den Worten die Gerechtigkeit an: Dwoy Siab! Dwoy Siab! (Gerechtigkeit, Herr!) bis ihn der Richter bemerkt. Der läßt ihn darauf näher herantreten und seine Sache selbst vorbringen; welches er dann mit aller der Demuth thut, die sie immer gegen Obere beweisen; und, weil bey allen Streitigkeiten keine Parthey sich so

wohl auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, als auf die Gunst des Richters verläßt: so kann diese allertiefste Unterthänigkeit eben nicht befremden. Die Schmeicheley allein aber, sie sey auch noch so derb, ist fruchtlos, wenn nicht Geschenke dabey sind; welche beyde Partheyen geben. Man besticht nicht nur den Richter, sondern seine Freunde, Bediente, und alle die nur etwas über ihn vermögen, und gewöhnlich siegt der Freygebigste.

Ueber langwierige Processe, (ein unvermeidliches Uebel in den Staaten, wo die Bürger unterm Schutze vervielfältigter Gesetze stehen,) kann man sich hier nicht beschweren. Die Entscheidung ist eben so ungezögert, als sie gemeiniglich ungerecht ist. Eine Findung von ebenbürtigen Geschwornen ist da ein unerhört Ding, wo Ein Mann Alles ist. Der Richter findet die Urtel selbst, und diktirt auch die Strafe.

Das ist die Weise, wie ein Mann gegen einem andern gleichen Standes Recht sucht. Leidet er aber von jemand Unrecht und Bedrückung, der in Ansehn steht, von Hofschranzen, von Bedienten oder Speichelleckern

ckern der Gewaltigen des Landes: so weiß er gar wohl, daß Leben und Wohlfahrt daran hienge, wenn er nur mucksete. Gedult ist sein einziges Mittel, und wenn er das mag, kann er sich damit trösten, daß ihms nicht allein so geht.

Sechsundvierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Ich besorge fast, Sie mögen meine Nachricht von der Regierung und von den Menschen in Hindostan für tadelsüchtig halten, oder glauben, daß ich, nach löblicher Gewohnheit der wahren Engländerinnen, alles verwerfe, was nicht in meiner Heymath Weis' und Sitte ist; oder auch wohl, daß ich über Sachen schreibe, die mir nur so obenhin bekannt sind, um so mehr, da es bey Reisenden eben nichts fremdes ist, „den „Mißbrauch der Gesetze für die Gesetze selbst „zu halten;" und, ich muß es bekennen, das tiefe Verderben des Volks und die Tyranney der Großen müssen einem Menschen, der an gemilderte Regierungsarten gewohnt

ist, so unglaublich vorkommen, daß ich mir nicht getraue fortzufahren, ehe ich nicht eine oder etliche Stellen aus dem Montesquieu über eben den Vorwurf hergesetzt habe. Sie mögen mir dienen, hoff' ich, als Gewähr und als Erläuterung.

„Comme il faut de la vertu dans une „republique, & dans une Monarchie de „l'honneur, il faut de la crainte dans un „gouvernement despotique: pour la ver„tu elle n'y est point necessaire, & l'hon„neur y seroit dangereux."

„Le pouvoir immense du Prince y passe „tout entier à ceux à qui il le confie; des „gens capables de s'estimer beaucoup „eux-mêmes, seroient en état d'y faire „de revolutions. Il faut donc que la „crainte y abatte tous les courages, & y „éteigne jusqu'au moindre sentiment „d'ambition."

„Dans les Etats despotiques la nature „du gouvernement demande une obéissan„ce extrême, & la volonté du Prince une „fois connüe doit avoir aussi infaillible„ment son effet, qu'une boule jettée con„tre une autre doit avoir le sien."

„Il

„Il n'y a point de temperament, de „modification, s'acomodemens, de ter„mes, d'équivalens, de pour parlers, de „remonſtrances, rien d'égal ou de meil„leur à proproſer; l'homme eſt une créa„ture que obéit à une créature qui veut.“

„On n'y peut pas plus repreſenter ſes „craintes pas ſur un événement futur, „qu'excuſer ſes mauvais ſuccés ſur le ca„price de la fortune: le partage des hom„mes comme des Bêtes, y eſt l'inſtinct, „l'obéiſſance, le chatiment.“

„Il ne ſert de rien d'oppoſer les ſenti„mens naturels, le reſpect pour un pere, „la tendreſſe pour ſes enfans & ſes fem„mes, les loix de l'honneur, l'état de la „ſanté: on a reçû ordre, & cela ſuffit.“

Alſo, wenn ein Schwarzer eine Ordre empfängt, kümmerts ihn nicht, wie gerecht die Ordre ſey, ſondern, wie viel Macht derjenige hat, der ſie giebt, und darnach richtet ſich ſein Gehorſam.

Als die brittiſchen Truppen zuerſt in Allahabad zur Beſatzung gelegt wurden, kam einſt des Nachts ſpät der Mogul (der in der Nähe reſidirt) mit ſeinem Hofe ans Thor,

Thor, und verlangte, man sollte aufmachen, ohne daß er sagte, wer er wäre. Der wachehabende Officier wollte die großen Pforten um diese Nachtzeit nicht aufmachen lassen, und anders konnten seine Elephanten nicht hineinkommen. Der Mogul kehrte in großem Zorne nach Hause, und schickte des folgenden Morgens zum Commendanten der Festung, mit dem Begehren, der Officier sollte hingerichtet werden. Aus der Antwort, die er bey dieser Gelegenheit erhielt, hörte er zum Erstenmale, daß es Gesetze gäbe, welche wehrten, daß ein Oberer einem Untergebenen das Leben, ja nicht einmal die Freyheit nehmen dürfe; und er hörte, daß es Regierungen gäbe, wo der Unterthan nicht nach der Willkühr des Prinzen, sondern nach den Gesetzen des Landes verhört und gerichtet werden müßte!

Bey ihnen ist nicht die Frage: hat ein Mann seine Pflicht gethan? sondern ob der Prinz ihm aufsätzig ist. Ist das, so ist Einziehung der Güter, Gefängniß, Tod, alles Recht; der Prinz darf nur befehlen.

Ich unterfange mich nicht, zu entscheiden, ob die Mohren von Natur mit einem gerin-

geringern Verstande begabet worden; als die weißen Menschen; über den Punct ist schon oft und viel gestritten, und hier könnte man wohl am wenigsten richtig darüber urtheilen, wo die Natur der Regierungsform das Wachsthum einer jeden Vollkommenheit unterdrückt? Wo keine Sicherheit des Eigenthums ist, was für Aufmunterung wäre da zu erfinderischem Fleiße? Wo einem die Wissenschaften zu Nichts bringen, wer wollte da seine Ruhe und Bequemlichkeit aufopfern, welche zu erwerben? Kann man sich da wohl wundern, daß in einer solchen Regierungsform die Unterthanen sich durch nichts anders auszeichnen, als durch dicke Unwissenheit und grobe List?

Siebenundvierzigster Brief.

Allahabad, August 1767.

Die Kleidung der Männer und Weiber ist unwandelbar. Sie scheint ins weibische zu gehen, ist aber eigentlich nach der großen Hitze des Clima eingerichtet; ist frey von allem Gebinde, wodurch der freye Umlauf

lauf des Bluts gehemmt werden könnte, und besteht aus Musselin. Sie tragen eine Art langer Beinkleider, (die die Schiffer Schanzläufer nennen) daher die Strümpfe und Kniebänder wegfallen, ein Hemd, das am Halse und an den Händen ganz offen ist, und eine lange Jemma, oder Kittel, mit engen Aermeln; beydes reicht bis an die Erde; eine Scherpe oder Gürtel um die Hüften, und einen Turban. Die Nabobs, und andre vornehme Leute in diesem Theile von Indien, haben ihre Kleidung zuweilen in der kalten Jahrszeit von Schawl (Schallon) gemacht, und ein jeder, der sichs erzeigen kann, hat seinen Schaal, den er über Kopf und Schultern trägt; doch dies gielt nur von den nördlichen Provinzen, wo die Kälte empfindlich ist.

Die niedrigern Stämme tragen nur ein Stück Kleidung von Cattun, das ihnen von den Hüften bis auf die Kniee reicht, und einen Turban. Die Mahumedaner und Hinduh's kleiden sich auf einerley Art, nur daß die Turbans der letztern viel kleiner sind. In der That sehen sie sich in ihren Kleidungen so ähnlich, daß es schwer seyn würde,

zu

zu erkennen, zu welcher Religion sie gehörten, wenns nicht daran wäre, daß diejenigen unter den Hinduh's und Mahumedanern, welche Kleider tragen, die ersten die Schnüre an ihren Jemmas auf der rechten Seite, und die andern auf der linken zuknüpfen.

So wie es überhaupt einige Puncte giebt, worin die Religion und Sitten der Hinduh's und die Mahumedaner einige Aehnlichkeit haben: so giebt es hingegen andre, worin sich zwey der allerentferntesten Nationen nicht unähnlicher seyn könnten.

Beyde haben das Gebot des fleißigen Waschens, und beyden ist die Vielweiberey erlaubt.

Ein Hinduh hat keine große Furcht vorm Tode, weil er glaubt, daß seine Seele unmittelbar in einen andern Leib, eines Menschen oder Thieres, fährt, und jede Veränderung die Zahl der Wanderungen mindert, die seine Seele durchgehen muß, eh sie vollkommen wird.

Die Mahumedaner fürchten ihn noch weniger, wegen ihrer Meynung von der Prädestination, und weil sie wähnen, wer in

der

der Schlacht fällt, gehe gerades Weges zum Paradiese.

Die Hinduh's aber sind wegen ihres Glaubens an die Seelenwanderung, und des daher entspringenden Abscheues am Blutvergießen, (von den Rajpuhts und Marratten ist hier die Rede nicht) zum Frieden geneigt.

Die Mahumedaner hingegen, in der Ueberzeugung, daß das Paradies der Lohn desjenigen ist, der in den Waffen stirbt, lieben den Krieg.

Das Geschäffte der Braminen sollte seyn, die Tugend und Wissenschaften zu befördern und auszubreiten; das Geschäffte des Volks, Handel und Handwerke, denn nur eine einzige Abtheilung des Volks ist den Waffen gewidmet.

Die Mahumedaner aber, welche die Wissenschaften verachten, und alles Gewerbe geringschätzen, halten keine Beschäfftigung für ehrenwerth als die Waffen.

Die starken Züge im Character eines Hinduhs sind Kraftlosigkeit und Geiz. In dem Character eines Tartarn Grausamkeit und Ehrsucht.

Frey-

Freylich findet man auch wohl einen ehrsüchtigen Hinduh und einen geldgeizigen Mahumedaner; denn es ist merkwürdig, es komme nun vom Clima, vom täglichen Beyspiel, oder von beyden Ursachen zugleich, daß die indianischen Muselmannen, besonders solche, die schon Väter und Großväter hier haben, eben so weibisch und geizig geworden sind, als die Hinduh's, und dabey doch die Grausamkeit der Tartarn an sich behalten haben.

Ein Hinduh kann Reichthümer erwerben, aber er mags drehen und wenden wie er will, in einen höhern Stand kann er nicht gelangen.

Der elendste Schirmträger unter den Mohrmännern, wenn er Soldat wird, kann General werden, und wohl gar ein Nabob.

Fast alle Kaufleute des Landes sind Hinduh's. Die geringern Handthierungen werden von Leuten aus beyden Religionen getrieben, von Hinduh's aber ist die größeste Anzahl.

Diese sind in ihren Lieblingsbeschäfftigungen, dem Handel und Gewerbe, geschickter und glücklicher als die Tartarn in dem ihri-

gen, der Kriegskunst nämlich. Denn obgleich die Grundsätze des mahumedanischen Glaubens sie von der Furcht vorm Tode befreyen, so haben ihnen doch ihre weibische Verdrossenheit und Trägheit, die Folgen des hiesigen Clima, wenig weiter übrig gelassen, als den Schein und den Namen von Soldaten, zum wenigsten, wenn man sie mit Europäern vergleicht.

Achtundvierzigster Brief.

Allahabad, Sept. 1767.

Wenn man uns berichtet, daß von einem kleinen Haufen Soldaten, bestehend aus Leuten, die durch die große Hitze eines ihnen ungewohnten Clima ausgemärgelt sind, entfernt von allen Unterstützungen, und allen den Beschwerlichkeiten ausgesetzt, womit eine Armee in Feindes Lande zu ringen hat, ganze Provinzen erobert, und unermeßliche Districte unter ihre Bothmäßigkeit gebracht worden: so ist man bereitwillig genug, die Begebenheit aus der Kleinmüthigkeit und Feigheit des Feindes zu erklären.

Alles

Alles dieses aber ist in einem Lande vorgefallen, wo das Volk kriegerisch, wo der Name eines Soldaten ehrenvoll ist, wo große Armeen auf den Beinen gehalten werden, und wo die Menschen dem Tode gelassen und unerschrocken entgegen gehen.

Diejenigen, welche über die Constitution von England Bemerkungen gemacht, haben gefunden, daß jeder Unterthan einerley Schutz unter den Gesetzen genießt, und sich alle auf gleiche Weise des Glücks der Freyheit zu erfreuen haben, nur nicht die Armee. Daß vielmehr ein Mann, in dem Augenblicke, da er Kriegsdienste nimmt, allen Vorrechten eines Bürgers entsagt, und sich der Strenge des Kriegsrechts unterwirft.

Selbst die republikanischen Römer, so fest sie über ihrer Freyheit hielten, unterwarfen sich der unumschränkten Gewalt ihrer Heerführer.

In diesem despotischen Staate hingegen, wo weder das Leben, noch Freyheit und Eigenthum der Unterthanen von Gesetzen beschützt werden, woselbst, mit einem Worte, kein ander Gesetz gilt, als der Wille des Despoten, hat ein General über seine Sol-

daten eine sehr geringe Gewalt. Als Bürger betrachtet, sind sie sehr unterthänig, und als Soldaten zugleich sehr widerspänstig; und weil sie sich auf keine gewisse Zeit zu dienen anheischig machen, so hat auch der General keine Macht, sie zum Bleiben zu zwingen, wenn sie nach Hause kehren wollen; und ein Mann, der sich zum Seapoy (Sypäu) annehmen läßt, unterwirft sich dadurch so wenig strengern Gesetzen, daß er vielmehr dadurch die Freyheit erhält, andre zu drücken.

Die Operationen einer Armee sind oft durch Meutereyen der Seapoys über rückständigen Sold unterbrochen worden. Denn ein morgenländischer Prinz, der keinem Gesetze unterthan, auch nicht gewohnt ist, daß man etwas von ihm fodre, hält es nicht für nöthig, auf Anstalten zur richtigen Bezahlung seiner Truppen zu denken, und eben der Mangel an Pünctlichkeit, der überall und bey allen Geschäfften herrscht, ist mit Schuld daran, daß ihnen der versprochne Sold nicht gereicht wird.

Bey dieser Unsicherheit des Soldes legen sie sich aufs Plündern; und dieß Plündern

schränkt

schränkt sich nicht blos ein aufs feindliche Land. Sie lassen in ihrem eignen Lande, wo sie durchziehen, traurige Spuren ihres Mordens und Raubens zurück. Der Landmann in den Dörfern, über welche ihr Zug geht, sucht sich mit Weib, Kind und Vieh, vor ihnen durch die Flucht zu retten.

Die höhern Officiere bey der Armee führen ihre Zanannahs und einen großen Troß von Bedienten bey sich. Jeder gemeine Seapoy hat wenigstens ein Weib und einen Knecht, und die Officiere haben, nach diesem Verhältniß, ihre Haushaltung mit im Felde, selbst ihre kleinen Kinder lassen sie nicht daheim. Ein unendlich großer Buzar, oder Markt, schleppt immer hinter her: so daß im Grunde eine mahumedanische Armee ein unbehülflicher zahlloser Schwarm von Menschen ist, den eine kleine Schaar gut geführter Truppen überwältigt, nicht so wohl, weils den Seapoys an Muth fehlte, als weil sie schlecht angeführt werden.

Neunundvierzigster Brief.

Allahabad, Sept. 1767.

Die Mahumedaner sowohl, als die kriegerischen Stämme unter den Hinduh's, halten viel auf großen Staat mit der Cavallerie, woraus größtentheils ihre Armeen bestanden. Es herrscht aber dabey ein großer und sonderbarer Fehler. Jeder Reuter schafft sich sein Pferd selbst; wird ihm nun sein Roß getödtet, so hats mit seinem Dienste ein Ende, weil er sich gemeiniglich kein anders anzuschaffen vermag. Man sieht auch mehr auf das Pferd als auf den Mann, und nach dem Werthe des ersten richtet sich der Sold. Es ist unbegreiflich, wie die mahumedanischen Prinzen auf eine solche Maxime haben verfallen können; denn obgleich ein Mahumedaner wegen seines Glaubens an die Prädestination für seine eigne Person nicht die Flucht zu nehmen braucht, so ists doch natürlich, daß er, um sein Pferd zu schonen, aller Gefahr gerne ausweichen wird.

Der Subadar Surajah Ul Dowlet, Nabob von Out, dessen ich in einem meiner Briefe bereits erwähnt habe, hat seine Armee auf europäischen Fuß eingerichtet. Er führt täglich Verbesserungen ein; er läßt Kanonen gießen; übt seine Truppen selbst, und ist unermüdet, seine Armee auf den bestmöglichsten Fuß zu setzen, und seine Fußvölker zu vermehren; dergestalt, daß keine der mohrischen Mächte im Stande seyn würde, ihm Widerstand zu thun. Ein Mann, wie Sujah, wenn ers mit niemand anders als mit indianischen Mahumedanern aufzunehmen hätte, könnte seinen Ruhm als ein großer Kriegsheld auf die Nachwelt bringen, und den größesten Theil des Reichs erobern.

Carl der Zwölfte, König von Schweden, war eine Zeitlang unüberwindlich, und lehrte seinen Feinden die Kunst zu kriegen. Die Erfahrung thut aber dergleichen niemals allein; es müssen andre Ursachen hinzu kommen. Jeder Römer fochte für sich selbst, für sein Land und für seine Freyheit. Liebe für's Vaterland, bis zum Enthusiasmus getrieben, war bey ihnen herrschender Grundsatz.

Und die Feinde Carls des Zwölften würden mit aller ihrer Erfahrung niemals so weit gekommen seyn, ihm Widerstand zu thun, wären solche nicht von einem Prinzen beherrscht worden, welcher Weisheit und Seelengröße genug besaß, erst die barbarische Unwissenheit und Vorurtheile seiner Nation zu überwinden. Er leitete seine Unterthanen dahin, die Tugend, die Künste, ihr Vaterland und ihren Fürsten zu lieben!

Eine despotische Regierung in Hindostan schlägt jeden Saamen dieser Tugenden im Keim darnieder; und hierin stecken für sie die gewaltigen und unübersteiglichen Hindernisse, jemals Sieger über die Europäer zu werden.

Keine einzige Macht, so weit sie auch ihren Nachbaren überlegen, wird eine Unternehmung für sich alleine wagen; und Bündnisse zu machen, ist gefährlich. Jeder Mahumedaner macht nach der Kenntniß seiner selbst den Schluß, daß die Ehre ein zu schwaches Band für Herrschsüchtige ist. Unter Staaten, so gut wie unter Privatpersonen, darf es niemand wagen, seinem Nachbar zu trauen. Man hat es zu oft erlebt, daß,

wenn

wenn zween oder drey Prinzen, selbst Brüder, ihre Macht mit einander verbunden hatten, der mächtigste, oder der listigste darunter, sich selbst, auf Kosten seiner Bundsgenossen, vergrößert hat, und zwar oft nicht ohne Meuchelmord.

Wenn der General einer europäischen Armee umkommt, so tritt der, welcher zunächst auf ihn folgt, in seinen Platz, und ein solcher Zufall kann zwar die Armee ein wenig niedergeschlagen machen, bringt sie aber doch nicht aus aller Fassung.

Bey einer mahumedanischen Armee hingegen, wenn sie der Prinz selbst anführt, und getödtet wird, so wissen seine Soldaten und Unterthanen nicht, wer sein Nachfolger werden wird; alles ist Verwirrung! Die Truppen, welche die Armee ausmachen, zerstreuen sich. Gewöhnlich giebt es verschiedene Prätendenten zum Throne, und es entsteht ein innerlicher Krieg, der es unmöglich macht, einen Nationalkrieg fortzusetzen. Ist der Vezier oder ein andrer General an der Spitze des Heeres, so thut sein Tod eben dieselbe unmittelbare Wirkung auf die Armee, als der Tod des Fürsten; denn die

Ordnung der Folge im Commando ist eben so wenig fest bestimmt, als die Folge auf dem Throne; und das vielleicht aus einerley Ursache. Der General würde sich in beständiger Gefahr vor seinem Nachfolger halten; und er würde entweder heimliche Mittel, oder scheinbare Ursachen finden, seines Nebenbuhlers los zu werden, oder er selbst würde ein Opfer der überwiegenden List desselben werden.

Alle diese Fehler und Gebrechen zusammengenommen, scheint es wohl nicht, daß die Mahumedaner in Indien jemals dahin kommen werden, es mit den Europäern im Kriege aufzunehmen, oder daß die Europäer, so lange nur noch einiges kleines Verhältniß in der Anzahl bleibt, einige Gefahr von ihnen zu besorgen hätten, wofern sich nicht andre Europäer zu den Indianern schlagen.

Funf-

Funfzigster Brief.

Allahabad, Sept. 1767.

Die Armee der engländischostindischen Compagnie in Bengalen ist gegenwärtig ganz beträchtlich, und wenn wir vom Vergangenen auf die Zukunft schließen, kann sie noch um vieles verstärkt werden; denn ungefähr vor zehn Jahren hatte die Compagnie noch nicht so viel europäische Soldaten im Dienste, als jetzt europäische Officiere.

Nunmehr ist die Armee in drey Brigaden abgetheilt; jede Brigade besteht aus einem Bataillon von zehn Compagnien europäischer Infanterie, mit den gehörigen Officieren. Ein Regiment Seapoys,*) oder schwarzer Infanteristen, mit ihren Officiern bey jedem Bataillon, und einem Jemautdar, der das ganze Regiment commandirt.

Allein, alle diese Officiere stehen niedriger im Range als die engländischen, denn jedes Bataillon hat einen engländischen Capitain, und eben so viele Subalternofficiere als eine Com-

*) Seapoy (Sypâu) heißt in der Landssprache ein Soldat überhaupt, zu Pferde oder zu Fuß.

Compagnie Europäer, und das ganze Regiment Seapoys hat einen Staab wie ein Bataillon Europäer. Es giebt noch kein Beyspiel, (das ich wüßte,) daß ein europäischer Soldat von einem Schwarzen commandirt worden; denn die Unterofficiere stehn im Commando über den höchsten Seapoyofficier in der ganzen Armee. Wenn also der Zahl nach die Eingebohrnen den größesten Haufen von der Armee ausmachen: so ist doch die Gewalt und das Commando gänzlich in den Händen der Europäer.

Die Artillerie besteht in vier Compagnien Europäern, außer den Seapoys. Jeder Brigade ist eine Compagnie Artilleristen zugetheilt, und zu jeder Artilleriecompagnie gehören vier oder fünf Compagnien Lascars, funfzig Mann stark jede. Lascar, bedeutet einen Matrosen. Diese Mannschaft ist aus dem Stamme der Seeleute, und meistens gebürtig auf der coramandelschen Küste. Sie sind in eben eine solche Uniform gekleidet, als die Seapoys, nur die Farben sind einerley mit dem Regimente, bey dem sie stehen; blau mit roth. Jede Compagnie

Lascars

Lascars wird von einem Sarang *) von ihrem eignen Stamme commandirt. Man braucht sie zu alle den schweren Arbeiten, welche in Europa die Matrosen verrichten müssen. Das Clima macht es nothwendig, den Soldaten diese Erleichterung zu verschaffen.

Bey jeder Brigade ist ein Haufen mohrischer Reuterey unter Commando eines europäischen Lieutenants, welche bey dem Brigade-Chef als Guarde Dienste thut.

Außer diesen drey Brigaden hält die Compagnie noch einige Bataillons, Purgunna **) Seapoys genannt, die ein Engländer commandirt. Es ist eine Art Landmiliz, und steht solche unterm Befehle der Chefs der engländischen Factoreyen.

Umständlicher zu seyn, halte ich für unnöthig, da ich glaube, daß diese kurze Nachricht hinlänglich ist, Ihnen einen allgemeinen Begriff von der gegenwärtigen Stärke der Engländer in diesem Theile von Indien zu machen.

Ein-

*) Sarang, ein Seecapitain.

**) Purgunna, ein District.

Einundfunfzigster Brief.

Allahabad, Sept. 1767.

Neulich, an einem Festtage der Mahumedaner, rückten, auf Verlangen des Großmoguls, die engländischen Truppen aus, weil er sie exerciren sehen wollte. Es kam uns aber sehr sonderbar vor, daß er sich um gar nichts zu bekümmern, selbst nicht einmal nach den Leuten hinzusehn schien, derweile sie ihre Uebungen durchmachten. Wenn er hinsah', so war's nur mit einem Seitenblicke, welchen die Muselmannen sehr gut zu machen wissen. Es scheint, sie haltens unter der Würde, wenn man's ihnen ansähe, daß sie etwas bemerkten.

So sehr die Soldaten diese anscheinende Geringschätzung verdrüßen mochte, so war uns doch eine solche Gelegenheit lieb, wobey wir einen Schatten von morgenländischer Pracht sehen konnten. Denn obgleich der Aufzug alles übertraf, was ich jemalen noch gesehn habe, so war's doch nur ein Miniaturgemälde von vormaliger Größe.

Alles

Alles Prunkgeschirr war bey dieser Gelegenheit aufgelegt; der Mogul selbst befand sich auf einem Elephanten, der mit reichen Decken von gesticktem Sammet behängt war, und der Howder (Sitz oder Thurm auf dem Elephanten) sehr vortrefflich laquirt und vergoldet. Die Ebene war fast völlig bedeckt von seinem Gefolge; der Hofbeamten, ihrer Diener, ihrer Diener Diener, der Seapoys Pendars, u. s. w. waren in allem nicht unter funfzehnhundert Köpfe.

Alle, nur die Seapoys ausgenommen, waren der Gewohnheit nach gekleidet in weiße Jemmers und Turbans, die vornehmsten waren zu Pferde, und wohl beritten; der Aufzug war durch manche Staats-Elephanten, Staats-Palenkine und reich staffirte Handpferde verstärkt.

Die Vergoldung der Howder und Palenkine; die goldnen Stoffen der Sitze und Kissen; die goldnen und silbernen Verzierungen; die Quasten und Franzen von allerley Farben, wovon einige sogar mit kleinen Perlen vermischt waren; die reichen Sonnenschirme; das Geschirr der Pferde, und alles

zusam-

zusammen blinkte in der Sonne, und machte einen sehr glänzenden Anblick.

Solch ein Getümmel macht die Pracht eines morgenländischen Monarchen! und alle Indianer, von irgend einiger Bedeutung, brüsten sich mit einem zahlreichen Gefolge.

Als die Revüe vorbey war, hielt der Mogul einen Diwan, oder offnes Gericht. Bey solchen Gelegenheiten sitzt er auf dem Mostnud; dieses ist ein Stand, ungefähr von der Größe einer kleinen Bettstelle, bedeckt mit einem reichen Teppich; auf demselben befindet sich eine länglichte silberne und vergoldete Platte, an den Seiten mit aufstehenden Rändern; hierinn sitzt er mit kreutzweis geschlagenen Beinen, wie die Gewohnheit des Landes ist. In dieser Stellung, und mit allen Hofbeamten umgeben, empfängt er alle Bittschriften, und alle Personen, welche die Ehre haben, ihm vorgestellt zu werden.

Der Suplikant läßt seine Schuh oder vielmehr Pantoffeln draußen vor der Thüre, tritt hinein, macht drey Salams, wobey er seine Stirne bis zur Erde beugt, nähert sich mit seiner Bittschrift, und einigen goldnen

nen Mohurs *) in der Hand, und sagt gemeiniglich: „Da, nimm, und lies diese meine Bitte; es wird ein Tag kommen, wo „alle Bitten gehört werden.“ Wenn der Mogul nickt, so nimmt ein dazu bestellter Beamter die Bittschrift und die Mohurs an.

Die engländischen Staabsofficiere wurden alle zur Audienz gelassen. Der Officier wird, eh' er in den Divan tritt, in ein andres Gemach geführt, und ihm eine mohrische Kleidung gegeben, die ein Geschenk des Moguls ist. Diese legt er an, alsdann legt er seine Schuh vor der Thüre ab, und tritt in den Divan, und macht drey Salams; darauf nähert er sich dem Mostnud, und bietet einige goldne Mohurs dar, welche der Mogul einem Beamten anzunehmen winkt, ohne sich im geringsten weiter um denjenigen zu bekümmern, der ihm vorgestellt wird.

Die bey diesen Gelegenheiten gereichte Kleidung ist gemeiniglich mehr fürs Auge, als auf die Dauer; gestickt mit Lahngold und bunter Seide auf Musselin; mehr oder minder

*) Goldnen Rupien.

der reich, nach dem Range der Person, die solche bekömmt. Die Sere Peach, oder Agraffe, womit die Vorderseite des Turbans verziert ist, besteht aus Demanten, Rubinen und Emeralden, aber meistens fehlerhaften Steinen.

Durch alle Morgenländer ist der Gebrauch, daß ein Geringerer, wenn er einem Vornehmern vorgestellt wird, sich mit einem Geschenk an Gelde einführt; das Gegengeschenk des Vornehmern besteht allemal in Sachen, als ein Kleid, ein Pferd, ein Elephant, oder eine Schnur Perlen und dergleichen.

Zweyundfunfzigster Brief.

Allahabad, Sept. 1767.

Ich werde ietzt von dem Lärmen, was ein Fakir macht, belustigt und belästigt. Seine Mutter ward unter einem großen Baume, nahe beym Walde dieser Festung, im Bette des Ganges, begraben, und der andächtige Fakir that ein Gelübde, in seinem Leben die Stelle nicht zu verlassen. So

bald

bald nur bekannt ward, daß er diesen Entschluß gefaßt hätte, war er gar nicht mehr in Gefahr, zu verhungern, indem ihm das schwache Volk, welches ihn als einen Heiligen zu betrachten begonn, alles Benöthigte zuschleppte. Er hatte sich noch nicht lange unter dem Baume aufgehalten, als die Regenzeit eintrat; und als der Fluß anwuchs, und bis zu ihm hinan stieg, war er gezwungen, auf den Baum zu klettern; und hier hält er sich, vermittelst eines kleinen Stückgen Brets, das er an die obersten Zweige befestigt hat, und auf welchem er sitzt, mit vieler Mühe über dem Wasser; und steht ohne Dach und Fach, und fast ohne Kleidung, alles Ungemach des schweren Regenwetters aus.

Es ist zum Erstaunen, mit welcher Entschlossenheit diese Fakirs die Gelübde halten, die sie einmal gethan haben. So wie die Gefahr sich vergrößert, so vergrößert sich ihr Ruhm. Er ist umringt mit Böten, die ihm Lebensmittel bringen, und mit solchen Leuten, die entweder ihre Neugierde befriedigen wollen, einen so heiligen Mann zu sehen, oder die sich seinem Gebete empfehlen wollen.

Sollte seine Leibesbeschaffenheit so dauerhaft seyn, daß ers gegen die Veränderlichkeit der Witterung aushielte, so kann er leicht ein eben so großer Heiliger unter den Muhamedanern werden, als der Bramine es unter den Hinduh's ist, der zu Benaras die Hände über dem Kopfe ausgereckt hält. *)

Die Fakirs sind meistens häßliche Kerle, aus mehrerley Ursachen. Oft lassen sie sich Haar und Bart wachsen, ohne sich jemals zu waschen und zu kämmen, und strotzen mit einer Art von Büßung, indem sie sich die Köpfe mit Asche bestreuen, die Augen verdreht halten, und ihre Gesichter verzerren.

Zu Benaras sah' ich eine Bande Fakirs vom kriegerischen Stamme. Die Käuze, welche drey Stände, nämlich den Priester- Soldaten- und Bettlerstand in sich vereinigen, verbreiten abenthalben das Schrecken vor sich her, um so mehr, da sie immer in großen Rudeln gehen. Sie waren bewaffnet mit einer Tartsche, einem Luntenrohr und einer Pike. Ein Tuch um die Hüften und ein Turban war ihre ganze Kleidung.

Man

*) Es giebt Fakirs unter beyden Religionen.

Man hat mir gesagt, daß es in den Provinzen weiter ins Land hinauf viele von diesen fechtenden Priestern geben soll, die sich als Soldaten gebrauchen lassen, es ist ihnen aber gar nicht gewöhnlich, so weit den Ganges herunter zu vagiren.

Bulwant Zing, der Rajah der Provinz Benaras, ist dem Nabob Surajah Ul Dowlet zinsbar; sie leben ietzt in großer Feindschaft, ob gleich nicht im Kriege, mit einander. Bulwant Zing hat neulich Befehl erhalten, sich zu Oud zu stellen, um Rechenschaft von seiner Regierung abzulegen, und seinen Tribut zu bezahlen. Das scheint aber so nicht nach seinem Sinne zu seyn, weswegen er sich nach einer starken Festung, die er am Ufer des Ganges besitzt, in Sicherheit begeben hat. Ob er wirklich den Nabob um seine Rechte geschnellet hat, oder ob das nur ein Fürwand des Nabobs ist, um ihn ein wenig zu schrepfen, oder ihm gar die Regierung aus den Händen zu nehmen, ist schwer zu erfahren; wie ihm aber seyn möge, so ist der Rajah zu bekannt mit der morgenländischen Politik, um sich in die Gewalt seines Feindes zu begeben.

Zur schuldigen Danksagung für dieses kluge Mißtrauen scheint der Nabob die Fakirs aufgehetzt zu haben, die Provinz zu durchziehen, um dem Rajah ein wenig wehe zu thun.

Dreyundfunfzigster Brief.

Allahabad, Sept. 1767.

Es ist mir sehr lieb, daß ich nunmehr im Stande bin, Ihnen einige Nachricht von dem orientalischen Frauenzimmer zu geben, welches niemals in meinem Vermögen gewesen wäre, wenn ich zu Calcutta geblieben.

Ich ward neulich mit vielen Umständen in die Zanannah eines vornehmen Mahumedaners eingelassen; eine Gunst, welche sie Europäern eben nicht gar gerne erweisen.

Die Frauen dieses großen Herrn saßen, nach der Landessitte, mit kreuzweisgelegten Beinen auf Kissen an der Erde; die übrigen zahlreichen Aufwärterinnen saßen auf dem Fußteppich herum, oder standen.

Selbst

Selbst die schönsten unter dem mahumedanischen Frauenzimmer haben eine unangenehme Gesichtsfarbe. Die hellfarbigsten darunter sind mehr gelb als weiß; durch jemehr Tinten sie sich vom Schwarzen entfernen, je höher schätzet man sie. Eine Schönheit, die bey ihnen einen hohen Werth hat, ist, lang gespaltete Augen und lange Augbraunen, welche übrigens fast allen natürlich sind; allein man schneidet doch den Mädchen als jungen Kindern oft die Haut aus den Augenwinkeln, damit sie länger werden, und mehr Raum zum Spielen bekommen sollen. Man muß bekennen, daß sie mit ihren rollenden Augen zuweilen Etwas mehr als schelmische Ueppigkeit ausdrücken. Das aber bey Seite gesetzt, so besitzt das morgenländische Frauenzimmer so viele Schönheit in seinen langen schwarzen Augen, Augbraunen und langen schwarzen Wimpern, daß sie nicht ihres Gleichen haben würden, wenn sie dabey eine schöne roth und weiße durchscheinende Haut hätten.

Durchgängig fast sind sie klein und zart von Wuchs. Schiefe und Bucklichte kennt man gar nicht unter ihnen; und man sagt,

daß ihre schwarze Haut im Betasten ungemein sanft seyn soll.

Die Kleidung, welche nicht wie in Europa, nach dem was man Mode nennt, einer ewigen Veränderung unterworfen, sondern beständig ist, besteht in ein paar nicht sehr weiten langen Hosen, von Seiden- Gold- oder Silberstoff; eine Art von Oberkleid, Jemden genannt, meistentheils von feiner Musselin mit Seide, Gold oder Silber gestickt. Die Jemden hat enge Aermel, die bis auf die Handknöchel gehen; und das Leibchen ist so kurz, daß es kaum bis unter die Arme reicht; das Hemde ist weit, reichlich gefaltet, und hängt bis auf die Erde. Es ist eine ungemein leichte Kleidung, und deckt kaum die Blößen; das Clima erfodert aber alles, was kühl erhalten kann, und überdem kommen sie niemals mehr als einem Manne vors Gesicht. Ihr langes schwarzes Haar ist über der Stirn gescheitelt, glatt und schlicht gekämmt, und hängt hinten nieder. Gemeiniglich werfen sie ein Stück Schawl oder Silberflor über sich, welches eine Art von Falje oder Mantel macht.

Der

Der Schmuck, den sie tragen, ist gemeiniglich sehr köstlich. Ihr Hals ist geziert mit langen Schnüren Perlen, die mit Rubinen, Emeralden u. s. w. unvermischt sind. Die Steine sind oft roh und mit durchgebohrten Löchern, um sie wie Perlen aufzureihen. Sie haben auch gleichfalls gefaßte Juwelen, als Hals- und Armschmuck u. s. w. Die Einfassung ist durchgängig plump, und die Gesteine ein Gemisch von guten und schlechten; überdem verderben sie gar häufig die schönsten Demanten dadurch, daß sie solche in flache Scherben spalten, eh' sie solche fassen. Ihre Ohrringe sind gemeiniglich ein Bündel loser Perlen, welches ungemein gut läßt. Sie tragen Ringe an den Fingern und Zehen; und eigentlich tragen nur die Weiber von den niedrigsten Stämmen Ringe in den Nasen.

Das morgenländische Frauenzimmer ist nicht so fremde in den Künsten, welche den Körper verschönern; sie waschen ihr Haar und Augbraunen mit einem Blatte, welches sie glänzend schwarz macht; und bedienen sich eines schwarzen Pulvers, welches sie mit einem kleinem Messer in die Augen brin-

gen; es bleibt auf den untern Wimpern liegen, und macht, wie man sagt, die Augen sehr lebhaft. Sie färben sich die Nägel an den Fingern und Zehen mit Roth, und mahlen sich die Flächen der Hände und die Fußsohlen.

Ihr vornehmstes Thun und Lassen besteht im Baden, ihren Huker zu schmauchen, und ihre Mädchen nach einer Art von Trommel tanzen zu sehen, welche andre Mädchen dazu schlagen; denn eine Mannsperson darf nicht innerhalb die Mauern der Janannahs kommen. Alles, was die Mädchen nicht verrichten können, ist das Geschäfft der Verschnittenen.

Wenn die Frauen aus der Janannah gehn, welches nur sehr selten geschieht, so sitzen sie in verdeckten Fuhrwerken, Hackries genannt, welche von Ochsen gezogen, und mit dichten Vorhängen vermacht werden; oder auch in bedeckten Dublies, ein Ding, das etwas ähnliches von einem Tragsessel hat, und von Männern getragen wird; doch so, daß es unmöglich ist, die Person zu sehen, die darin sitzt; und höchst nöthig ist es, sich darin vorzusehen, denn die Eifersucht

sucht der Mahumedaner übersteigt alle Gränzen; und es möchte eine Frau, die sich von einem Fremden, besonders von einem Ungläubigen, sehen ließe, nichts geringers kosten, als ihr Leben.

Das eingesperrte Leben kann für diese Weiber für kein Unglück gehalten werden, da sie beständig dazu gewöhnt sind; und dazu würde es sie bis zu dem allergemeinsten Pöbel herabsetzen, wenn sie öffentlich erschienen. Manche darunter sind schon in ihrer Kindheit von ihren Aeltern verheyrathet worden, und die meisten der übrigen sind schon als ganz jung gekauft und in die Zanannahs gebracht; und auf diese Weise wissen sie von der Welt wenig mehr, als was sie um sich her sehen.

Ein Mann mag auch noch so viel Weiber und Kebsen haben, sie leben bey einander in der Zanannah; aber freylich nicht allemal ohne Eifersucht und Zänkerey.

Bey den Nabobs und andern vornehmen Herren ist immer Eine Frau, welche den Rang vor den übrigen hat, mit mehr Pracht gekleidet ist, mit mehr Ehrerbietung bedient wird, und den Titel Bigum führt.

Allein

Allein es ist schwer zu bestimmen, was es ist, wodurch sie zu diesem Vorzuge gelangt. Zuweilen ist es die zuerst Geheyrathete, öfter aber die Mutter des ersten Sohnes.

Da nach den Grundsätzen der Mahumedaner die Weiber keinen Antheil an der Religion haben, so haben sie auch folglich keinen öffentlichen Antheil an der Regierung, oder eigentlich gar keinen, ausgenommen den Einfluß, den ein paar schöne Augen auf einen unwissenden und wollüstigen Prinzen zu haben pflegen.

Diese armen Weiber werden nicht nur niemals gesehen, sondern, wo möglich, nicht einmal außer der Zanannah genannt. Ein Mahumedaner spricht niemals von seinen Weibern; und es wird für eine Grobheit und große Beleidigung gehalten, sich darnach zu erkundigen.

Die Zanannahs der Großen haben geräumige Wohnungen, und Gärten mit Bädern und Springbrunnen; die Bauart aber ist schwerfällig, und nach schlechtem Geschmacke. Die Weiber genießen der kühlen Abendluft auf den Terrassen, und ungeachtet ihres Widerwillens gegen alle körperliche Bewegung,

gung, lassen sie sich doch zuweilen in den Gärten schokeln.

Die indianischen Weiber kindern oft schon mit zwölf Jahren, und wenn sie zwanzig Jahr zurückgelegt haben, werden sie für alt gehalten; und sind es auch wirklich in Ansehung der Schönheit; denn nach ihrem funfzehnten Jahre wird ihre Gesichtsfarbe von Jahr zu Jahr dunkler. So wie das Clima ihre Reife beschleunigt, so beschleunigt es auch ihr Veralten.

Die Knaben werden eben so wohl, so lang sie jung sind, in der Zanannah gehalten, als die Mädchen, doch so, daß man sie zuweilen ausgehen läßt.

Vierundfunfzigster Brief.

Allahabad, Oct. 1767.

Zeitvertreib und Lustbarkeiten giebt es in Indien nicht viele. Die Großen unter den Mohren gehn zuweilen auf die Falkenbeitze; eine Ergötzlichkeit, die für die Europäer nicht sehr ergötzlich ist. Wenn eine Gesellschaft diese Parthie macht, so ist es

auf

auf Elephanten oder zu Pferde, bis sie an den Ort kommt, der zu der Jagd schicklich ist, und das ist gemeiniglich ein See oder ein Morast. Hier nimmt der Falkonier dem Vogel die Haube und das Geschühe ab, und läßt ihn steigen; läßt sich dann ein Flug armer Vögel in der Luft erblicken, so stürzt der Falk plötzlich auf einen davon hernieder, drückt ihn zu Boden, giebt ihn den Fang, und saugt ihm das Blut aus. Es ist eine theure Lust, und schickt sich blos für Prinzen. Jeder Falk hat seinen eignen Wärter, und es ist unglaublich, wie viel Geld sie für einen schönen Falken bezahlen.

Zuweilen haben sie eine Hetze von wilden Thieren, als Tigern, wilden Elephanten, Büffelochsen und dergleichen, das ist aber selten. Es ist ein barbarisches Vergnügen, und kann niemandem Freude machen, der nicht seine Lust am Blutvergießen findet.

Sie haben Gauckler, Taschenspieler, Feuerfresser, u. s. w.; diese Bursche sind sehr gewandt im Posturmachen; ihre übrigen Künste aber sind elend und kindisch.

Aber der liebste und beständigste Zeitvertreib der Großen, sowohl Mahumedaner

als

als Hinduh's, und eigentlicher zu sagen, fast aller Stände, ist das, was sie ein Norsch nennen; und das sind die Ballette der Tänzerinnen. Jedermann, der das Geld dafür missen kann, hat wenigstens eine Truppe Tänzerinnen, welche ein Theil seiner Janannah ausmachen. Wenn es der Zufall will, daß sie in Gunst kommen, so haben sie großen Einfluß. Die Mütter von zween der letzten Nabobs von Muxadabad waren ursprünglich solche Tanzmädchen gewesen.

Es ist gewöhnlich, nach Persien, Caschimiren und andern Ländern zu schicken, um die schönsten Kinder weiblichen Geschlechts aufzukaufen. Diese sind weißer, als die in Hindostan Gebornen; haben aber nichts von dem leiblichen Incarnat, welches in kältern Ländern die Schönheit erhöht und beseelt. Dem morgenländischen Frauenzimmer fehlt es indessen nicht an Reiz für dortige Mannspersonen; und es giebt mehr als ein Beyspiel, daß die Europäer sie auch nicht so unerträglich finden. Zeit und Gewohnheit versöhnt sie mit der gelben und schwarzen Farbe, welche anfangs eckelhaft scheinen.

Wenn

Wenn ein Schwarzer einem Europäer eine rechte Ehre anthun will, so tractirt er ihn auf ein Notsch; aber ihre Lieblingstänzerinnen kommen bey solchen Gelegenheiten dennoch nicht zum Vorschein; denn sie sind eben so eifersüchtig über ihre Kebsen, als über ihre Frauen.

Es wird mir schwer, Ihnen einen rechten Begriff von diesem Schauspiele zu machen, das für die Mohren und für viele Europäer so anziehend ist.

Man erleuchtet einen großen Saal; an einem Ende desselben sitzen die vornehmen Gäste als Zuschauer, am andern befinden sich die Tänzerinnen mit Zubehör. Eins von den Mädchen, die tanzen sollen, tritt hervor, denn selten tanzen mehr als Eine zugleich. Der Tanz besteht hauptsächlich in einer beständigen Bewegung des Schleyers bald über den Kopf und wieder herunter; Portebras mit einer Hand und dann mit der andern; die Füße bewegen sie gleichfalls, aber nur in einem kleinen ellenweiten Kreise, aus dem sie gar nicht kommen. Was aber so viel an ihnen bewundert wird, das sind die schmachtenden Blicke, das buhlerische

Lächeln,

Lächeln, und die nicht so ganz ehrbaren Stellungen; und diejenige, welche sich darin am meisten hervorthut, heißt die beste Tänzerinn.

Das Mädchen singt selbst beym Tanzen ein prosisches oder hindostanisches Lied; einige darunter haben eine gefällige Melodie, welche aber durch die Begleitung übertäubt werden: hinten stehn einige Mohrenbursche, welche ebenfalls mit vollem Halse und aus allen Leibeskräften mit singen, und dabey die lächerlichsten Fratzen schneiden; einige von ihnen spielen dabey auf der Sitar, die etwas ähnliches mit der Zitter hat, aber noch unvollkommner ist; andre schlagen eine Art von Trommel oder Tamburin, gemeiniglich Tuntum genannt; allein alles dieses, so ein Gegälle es auch ist, wird noch überschrien von denen, welche mit zwey Stücken von Glockenmetalle, die sie mit den Händen zusammenschlagen, eben ein solches Getöse machen, als die Kupferschmiede, wenn sie ein großes Stück Kupfer hämmern.

Die gemeinen Leute miethen Tanzmädchen, um bey ihren Pamaschen zu tanzen. Es giebt Leute, welche Truppen davon halten,

und damit ihren Handel treiben. Jedermann kann eins von diesen Mädchen kaufen, denn man kauft und verkauft sie, mit eben so wenig Umständen, als Vieh.

Fünfundfunfzigster Brief.

Allahabad, Oct. 1767.

Wenn man die außerordentliche Trägheit der Menschen in Hindostan bedenkt, und bemerkt, wie entblößt sie von aller Wissenschaft und allen nützlichen Künsten sind; wenn wir sehen, daß sie, im Ganzen genommen, wenig mehr Kenntnisse haben, als die unvernünftigen Geschöpfe; und daß die Gelehrtesten unter ihnen kaum eine Idee von Dingen haben, die über den Gränzen ihres Landes liegen, so muß man erstaunen, wenn man sieht, wie lebhaft und munter die Kinder sind, und wie viel Besonnenheit diese haben.

Kleine Knaben und Mägdlein sind Männer und Weiber in Miniatur. Ihre Lebhaftigkeit und Regsamkeit ist von so gesetztem und stillem Wesen begleitet, welches jeder

Stufe

Stufe des menschlichen Alters Ehre bringen würde. Vom siebenten oder achten Jahre, bis ungefähr ins vierzehnte, scheinen sie gleich frey von den gewöhnlichen Thorheiten der Kinder, und der schwerfälligen Dummheit, welche sie gewöhnlich nachher überfällt. Im Ernste, man möchte fast sagen, hier zu Lande sey die Kindheit das Alter des reifen Verstandes.

Die Kinder werden hier mit sehr wenig Mühe und Kosten groß gemacht. Die heiße Luft scheint die kleinen Dinger zu pflegen; es wird kaum mehr erfodert, als sie zu waschen und zu füttern. Die ununterbrochne Pflege und Wartung, welche in kalten Ländern die Kinder erfodern, das An- und Auskleiden, davon weiß man hier nichts. Die Wärme macht alle Kleidung unnöthig; denn bis vier oder fünf Jahr alt bleiben sie faßennackt; und die so starke Ausdünstung durch die Haut führt die Unreinigkeiten ab, und thut alle Dienste der Bewegung und der Arzneyen.

Mit ungefähr sechzehn Wochen fangen sie an, allein herum zu krabbeln; und sind in

jeder Hinsicht von besserm Gedeihen, als noch einmal so alte Kinder bey uns.

Die Fürsehung hat es weißlich so geordnet, daß eben das erschöpfende Clima, welches die Weiber zu schwach und verdrossen zur Mühe und Last der Kinderzucht macht, auch eben diese Last überflüßig seyn läßt. Auch scheinen die indianischen Weiber von dem Theile des Fluches befreyet zu seyn, den Eva durch ihre Lüsternheit über unser Geschlecht gebracht hat: „Mit Schmerzen „sollst du Kinder gebähren.“

Erziehung, bey einigen vornehmen Stämmen der Hinduh's ausgenommen, ist eine Sache, woran nicht gedacht wird. Leibesnahrung (und die, weil sie, ordentlicher Weise, aus Wasser und Reis besteht, ist herzlich wohlfeil) ist also alles, wofür die Aeltern zu sorgen haben.

Unter dieser eisernen Regierung, wo nie der Arbeiter seines Lohnes sicher ist, und stündlich in Gefahr steht, daß ihm von Obrigkeits wegen das mit seinem sauren Schweiße erworbne Scherflein geraubt werde, hätte kein Mensch, als nur der Reiche, das Vermögen, auch nur eine einzige Frau

und Haushaltung zu unterhalten, das Land würde sehr bald entvölkert, und häusliche Glückseligkeit nur sehr wenigen beschеert seyn, wären nicht die Bedürfnisse des Lebens auf ein sehr geringes eingeschränkt, und wären nicht die Kinder sehr früh im Stande, sich selbst zu versorgen.

Sechsundfunfzigster Brief.

Allahabad, Oct. 1767.

So nachtheilig die hiesige Luft und Witterung der Gesundheit der Europäer seyn mag, so glaub ich doch, daß die Eingebornen den Krankheiten nicht mehr unterworfen, als irgend ein Volk in einer andern Weltgegend. Sie bringen ihr Alter freylich nicht hoch, aber bey ihrem Leben sind sie dem Siechen wenig unterworfen. Sie sind schwach und ausgemärgelt, aber frey von den Schmerzen chronischer Krankheiten. Ihr erschlaffter Körper würde heftigen Schmerzen nicht lange widerstehen können. Sie sterben fast alle eines plötzlichen Todes, und meistens an Fiebern.

Der Krankheiten, denen sie ausgesetzt, sind so wenig, daß große Arzneygelehrsamkeit und vielfältige Arzneyen überflüßig zu seyn scheinen.

Ihre Arzneykunst, wenn mans in Indien eine Kunst nennen kann, besteht hauptsächlich in Kenntniß einiger einfachen Mittel, als hitzige und kühlende Kräuter, hitzende und kühlende Saamen, u. s. w.

Was die hiesigen Eingebohrnen, besonders die Hinduh's, vor mancher Krankheit noch mit bewahret, das ist die große Mäßigkeit, wozu die meisten theils durch ihre Religion, theils wegen ihres geringen Einkommens, gezwungen sind. Wie rein die Masse ihres Bluts seyn müsse, läßt sich ganz sicher aus der Leichtigkeit schließen, womit ihre Wunden heilen; denn man hat der Beyspiele häufig, daß Seapoys, oder andre hiesige Menschen, die der Armee gefolgt, an solchen Wunden curirt sind, die bey einem Europäer, wo nicht tödlich, wenigstens höchst gefährlich gewesen seyn würden, und das mit sehr wenig mehr Mühe, als die Wunde zusammen zu halten, zum großen Erstaunen der engländischen Wundärzte.

Einige

Einige von den vornehmern Stämmen der Hinduh's, die sich von keinem Europäer anrühren lassen, werden von ihren eignen Leuten curirt, die mit bey der Armee sind, welche die Wunden mit Extracten aus Kräutern verbinden; und kurz, sie heilen von selbst.

Daher kann auch mancher an einem Gliede bey ihnen geheilet werden, das einem Europäer abgenommen werden müßte; und das ist sehr glücklich, denn von der Chirurgie wissen sie noch weniger, als von der Medicin. So entfernt sind sie, die Anatomie zu studieren, daß einem Hinduh schon der Schauer überläuft, wenn er nur davon hört. Sie lassen ihren Kranken sehr selten zur Ader, und niemals anders als in der höchsten Noth.

Siebenundfunfzigster Brief.

Allahabad, Oct. 1767.

Nach dem Abriß, den ich Ihnen von der Trägheit und Dummheit der Einwohner von Indien gemacht habe, ists nicht

mehr als billig, daß ich auch der Geduld und des großen Fleißes nicht vergesse, mit welchen einige ihrer Manufacturen zu solcher Vollkommenheit gebracht sind, daß sich ganz Europa dergleichen nicht berühmen kann. Die künstlichsten darunter sind die Mußlin- und Filigranfabricken.

Die Webereyen beschäfftigen überhaupt durch ganz Indien den größesten Haufen des Volks. Die größeste Manufactur aber von Musselinen, Cattunen, und geblümten Schleyer, ist an einem Orte, Namens Daca, in Bengalen, die ehmalige Hauptstadt dieser Provinz. Die äußerste Feinheit der Musseline ist unbegreiflich; denn diejenigen, die für den Mogul und seine Zanannah verfertigt werden, sind zehnmal so hoch im Preise, als diejenigen, die es erlaubt ist, für europäische oder andre Kaufleute zu machen.

Stickerey von allerley Art ist gleichfalls zu Daca bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Alle Nadelarbeit verrichten Mannspersonen. Ihre Langsamkeit ist unerträglich, ihre Geduld ist aber auch unendlich.

Ihre erschreckliche Langsamkeit macht, daß alle ihre Arbeiten ungemein theuer werden;

den; denn obgleich ein Mann des Monats nicht mehr als drey oder vier Rupien bekömmt, so trägt doch die Länge der Zeit, die sie über einem Stücke zubringen, so viel, daß es am Ende kostbar genug wird.

Wenn man ihnen eine Patrone giebt, so machen sie solche mit der größesten Genauigkeit nach; aber selbst ein Muster zu erfinden, ist ihre Sache nicht, nicht einmal, nach dem das Stück ist, etwas daran zu verändern: zum Exempel eine Blume mehr oder weniger, oder von andern Farben, um das Ganze zu verschönern. Kurz, bey der äußersten Propertät haben sie nicht den allergeringsten Geschmack.

Das feinste Filigrane wird gleichfalls zu Daca gemacht. Diese Arbeit erfodert außerordentlich subtile Hände und Gedult. Es wird auf eine ganz andre Art gemacht, als das, was man in Europa verfertigt. Das Gold und Silber wird in lange Schnittchen wie feine Fäden geschnitten, und mit solcher außerordentlichen Feinheit zusammen gelöthet, daß man bey der genauesten Untersuchung nicht gewahr werden kann, wo es zusammengebracht ist. Es ist äußerst leicht,

und doch dabey sehr theuer, denn die Arbeit kommt ungefähr zehnmal so viel als das Metall.

Zu Benaras ist eine große Manufactur von Seiden- Gold- und Silberstoffen und Floren; sie sind wegen vorhin erwähnter Ursachen sehr theuer, und für den hohen Preis lange nicht schön genug, denn sie wissen der Seide keine Appretur zu geben, und verstehn das Schönfärben nicht recht; deswegen hat alle in Hindostan verarbeitete Seide ein besondres mattes Ansehn, und das darin verwebte Gold und Silber fällt, nach der Menge, die darin ist, nicht genug ins Auge, denn sie verstehn die Kunst nicht, es fein genug zu ziehen, um den Faden zu decken.

Die Seidenzeuge brauchen die Eingebohrnen hauptsächlich zu langen Hosen, welche beydes, Männer und Weiber tragen; den Gold- und Silberflor tragen die Weiber auf die Weise wie ihren Schawl.

In den Städten, woselbst solche Waaren verfertigt werden, womit die Compagnie Handel treibt, müssen einige von ihren Bedienten angestellt seyn; ists eine Factorey

von

von Belang, so ists gemeiniglich einer von dem Rathe, der dann verschiedene Beamte unter sich hat, um die Waare zu empfangen, oder vielmehr, um sie verfertigen zu lassen; denn die Arbeiter beginnen selten ein Webe- oder ander Stück, bis sie ein Stück Geld auf die Hand empfangen haben; anstatt also, das Gut von dem Fabrikanten zu kaufen, sind sie genöthigt, eine große Menge von Webern u. s. w. in Beschlag zu nehmen, und Vorschuß zu machen, ehe das geringste gemacht wird.

Die übrigen europäischen Handlungscompagnien haben ebenfalls ihre Factoreyen; und einzelne Kaufleute, sowohl Europäer als Schwarze, sind genöthigt, ihre Waaren auf eben die Art zusammen zu suchen, wenn sie solche aus der ersten Hand haben wollen.

Das ist der Brauch so mit allen Professionisten: wenn also jemand irgend Etwas gemacht haben will, muß er den Meister kommen lassen, und ihm ungefähr den halben Preis vorstrecken, zum Einkauf der Materialien. Ist es ein Silberarbeiter, so muß er ihm das ganze Gewicht des verlangten Stücks in Rupien, und noch einen Theil

für

für die Fasson vorausgeben. Auf diese und alle andre Arbeiten lassen sie die Besteller gleich lange warten; und das kommt nicht blos von der natürlichen Trägheit und Gleichgültigkeit, womit sie alles betreiben, sondern mit von ihrem Mangel an schicklichen Werkzeugen. Die Indianer sind erbärmliche Mechaniker; bis auf den heutigen Tag kennen sie noch nicht den Gebrauch des Weberstuhls, sondern ziehen ihre Fäden der ganzen Länge nach auf, die das Stück haben soll, das sie weben wollen. Daher bringen sie manche Tage über einem Werke zu, das sich in etlichen Stunden machen ließe.

Man weis nicht, was man am meisten bewundern soll, ob ihre Gedult, mit solchen Werkzeugen ein Werk zu Stande zu bringen, oder ihre Dummheit, daß sie keine andre empfinden; oder auch gar ihren Eigensinn, nach welchem sie keine beßre Methode annehmen, wenn sie ihnen auch noch so deutlich gezeigt wird. Sie begnügen sich damit, zu sagen: „Auf diese Weise hats mein Va„ter gemacht, und mein Großvater lange „vor ihm; warum sollt' ichs denn anders „machen?“

Weder

Weder Mahumedaner noch Hinduh's verändern jemals die Mode, es sey in Kleidung, Hausrath, Fuhrwerk, oder worin es wolle. Daher kommt's denn mit, daß sie sich nicht aufs Erfinden legen.

Achtundfunfzigster Brief.

Allahabad, Oct. 1767.

Ich bitte Sie, mich nicht so zu verstehen, als ob meine Nachrichten von den Menschen und ihren Gebräuchen sich auf ganz Hindostan paßten, sondern eigentlich nur auf das Land, das am Ganges hinauf liegt. Ganz Hindostan ist zwar das Reich des großen Moguls, und die Einwohner sind allenthalben theils Mahumedaner, theils Hinduh's, manche Sitte herrscht auch durchaus, aber einige sind nur blos lokal, und das ist in einem so ungeheur großen Reiche nicht zu verwundern. Und wenn Sitten und Gewohnheiten, ja selbst kirchliche und bürgerliche Gesetze, in großer Maaße vom Clima, der Lage u. s. w. abhängen, so kann man ganz natürlich annehmen, daß, da in

diesen

diesen weitläuftigen Ländern das Clima, der Boden, die Landesproducte und dergleichen, nicht allenthalben einerley seyn können, verschiedene Bedürfnisse auch verschiedene Gewohnheiten erzeugt haben müssen.

Eine wesentliche Verschiedenheit ist die Spaltung in der Religion der Hinduh's. Die Hinduh's in Decan und Carnatic richten sich nach den Büchern, Vidiam genannt, so wie die am Ganges nach dem Schastah; und ob hier gleich der Ceremonien viel sind, und der Glaube läppisch ist, so muß man die Einen doch für wenige, und den andern für vernünftig halten, wenn mans mit den Fratzen und Fabeln der Hinduh's in den südlichen Provinzen vergleicht. Indien macht am Niederganges eine Halbinsel, und hat also, außer verschiedenen kleinern Inseln, viele und große Seeküsten; und das ist vielleicht die Ursach, daß in diesen Ländern, die Brahminen ausgenommen, fast kein Stamm ist, der nicht Fische essen dürfte; denn es giebt einige Gegenden, wo sonst der ärmere Theil der Bewohner verhungern müßte.

Die Luft, sowohl an der coromandelschen als malabarischen Küste, ist weit kühler und gesün-

gesünder, als hier im Innern des Landes, weil sie von den Seewinden erfrischt wird. Dieser Ursache glaub' ich es zuschreiben zu müssen, daß die Menschen da thätiger und klüger sind. Die Weiber der Hinduh's sind nicht so eingeschlossen, und erscheinen öffentlich auf den Gassen, selbst die von ziemlich hohem Stande.

Es giebt unzählige andre Abweichungen, deren ich nicht besonders erwähnen kann. Deswegen muß ich Sie nochmals ersuchen, meine Nachrichten nicht auf ganz Indien anzuwenden.

Die Sprachen sind gleichfalls verschieden, und sogar findet man einige Verschiedenheit in den Provinzen, die am Ganges hinauf liegen. Im größten Theile von Bengalen nennen die Einheimischen ihren Dialect Bengalla, und ist solches ein ausgearteter Abkömmling von dem, was die Engländer gewöhnlich Mohrisch nennen. Dieses Mohrische beginnt schon ziemlich rein in der Gegend von Cossumbuzar und Muxadabad, wird aber immer reiner, so wie man den Ganges hinauf kömmt. Man nennt es hier durchgehends Hindostaney ke bonut, oder

die

die hindostanische Sprache, ob es gleich so wenig die allgemeine Sprache ist, daß in einigen Gegenden die Einwohner das Wort Hindostaney ke boaut nicht kennen, vielleicht nicht einmal den Namen Hindub; denn an der Seeküste und in der Provinz Bengalen sagt man dafür Dschentub, und manche Reisende, die Franzosen besonders, haben sie Gentiles (Heiden) benamet

Die hindostanische Sprache, was wir Mohrisch zu nennen pflegen, ist ursprünglich das indianische Rajpuht mit vielen arabischen, persischen und tartarischen Wörtern vermischt. Dieß ist nicht zu verwundern, in Betracht der vielen Perser und Tartaren, die sich in diesem Theile Indiens befinden; und das indianische Rajpuht verhält sich zu der Schanscrit, oder der gelehrten heiligen Sprache der Braminen, wie das Italiänische zum Latein.

An den mahumedanischen Höfen, und ich glaube bey allen Mahumedanern im ganzen Reiche, ist die gangbare Sprache das Persische; in dieser werden alle Sachen vor dem Mogul und den Nabobs verhandelt; deswegen werden den Gouverneurs und andern

dern persische Dollmetscher erlaubt, und gegenwärtig legen sich viele ansehnliche Engländer, vom Kriegs- und Handelsstande, auf diese Sprache, welche wegen ihres großen Nutzen als ein sichrer Weg zu Beförderungen angesehen wird; und das wird so lange dauren, bis die Vielheit den Markt verdirbt.

Die Mannspersonen in dieser Gegend von Indien sind überhaupt größer und kräftiger, als die in der Provinz Bengalen, und rühmen sich, beßre Soldaten zu seyn. Viele darunter, Perser und Tartarn besonders, verdienen den Namen Mohren oder Schwarze, die wir ihnen geben, so wenig, daß man sie nur als Europäer kleiden dürfte, und wenn man sie alsdann noch von solchen Europäern, die lange im hiesigen Clima gelebt haben, unterschiede, so würde es daran seyn, daß sie bleicher von Farbe sind. Sie haben es nicht gerne, daß man sie Schwarze nennt, und sie sind es auch je weniger, je vornehmer sie sind; denn weil sie das Vermögen haben, sich die schönsten Weiber auszusuchen, und sich solche zuweilen aus fernen Ländern kommen lassen, so bekommen

natürlicher Weise die Kinder etwas von der Farbe der Mütter: deswegen wird es auch für etwas außerordentliches gehalten, daß der gegenwärtige große Mogul so dunkelschwarz ist, um so mehr, da es eine Anmerkung ist, daß die Abkömmlinge von Tamerlan ins Blonde schlagen. Nach Delhi hin sollen die Menschen von hellerer Farbe seyn, als hier, und sollen es immer mehr werden, je weiter sie von der Sonne sind.

Sie pflegen die Europäer Lol addama, rothe Menschen, zu nennen, und das ist in der That eine sehr schickliche Benennung für einen von der Sonne gebrannten Engländer.

Neunundfunfzigster Brief.

Allahabad, Oct. 1767

Die Festung, oder Stadt Allahabad *) ist ein großer Ort; enthält ein königlich Schloß, liegt sehr angenehm in einer schönen Landschaft, und hat an zwey Seiten die

*) Allahabad, die Abad, Stadt, Allahs, Gottes; hat in den meisten Charten den Namen Helebad.

die Flüsse Ganges und Jumna. Dieß, sollte man natürlicher Weise glauben, müßte den Ort erträglich kühl machen; aber es ist darin, theils wegen der sehr heißen Luft, theils wegen der Bauart, unausstehlich heiß.

Mitten im Schlosse oder Pallaste befindet sich ein kleiner viereckter Platz mit Mauern umgeben, in dessen Mittelpuncte ein viereckes Gebäude auf Pfeilern steht. Vermittelst einer engen Treppe gelangt man zu einer kleinen Kammer in der Mitte, die vier Thüren hat, welche zu vier Barandas führen. Wenn man noch eine Treppe hinauf steigt, kommt man zu einer kleinen marmornen Kammer, welche eine Art von Kuppel des Gebäudes ist. Dieß ist das höchste Gebäude in dem ganzen Orte, wovon man alle andern übersehen kann.

Der Pallast enthält abgetheilte Quartiere für den Mogul, einen Durbar, eine Zanannah, und eine unendliche Menge Wohnungen oder Häuser für alle Hofbediente und ihre Familien.

Jegliches dieser Häuser hat einen Hofplatz, der mit einer Mauer umgeben ist, und

die meisten sind so gebauet, als ob es zwey Häuser unter einem Dache wären, so daß die Weiber nicht allein vor den Nachbarn, sondern auch vor ihrem eignen männlichen Hausgesinde verborgen leben können. Einige von den Zimmern sind groß und hoch, und nach dem Flusse hin offen, an den Enden dieser großen Zimmer aber sind gewöhnlich ein paar sehr kleine befindlich, welche niedrig und dunkel sind, und nicht die geringste Oeffnung haben, wodurch Luft oder Licht hinein könnte. Diese sind bestimmt, während der Hitze des Tages sich darin schlafen zu legen; denn so lange die Sonne nicht untergegangen ist. darf man von der Luft keine Erfrischung hoffen, sondern solche abzuhalten suchen. Die Häuser haben platte Dächer mit geräumigen Terrassen, die nach der Wasserseite offen sind, an den andern Seiten aber mit einer Mauer umgeben, die hoch genug ist, die Augen der Neugierigen zu entfernen. Diese Terrassen sind nach Sonnenuntergang ungemein angenehm, wenn man erst da ist; aber die Stiegen, die dahin führen, sind so eng und steil, daß es einem herzlich sauer wird.

Der

Der Pallast ist ganz von Steinen aufgeführt, die in einer entfernten Gegend, am Ufer des Ganges, gebrochen, und mit vielen Kosten hergeschafft werden: sie gleichen demjenigen, was wir in England Portlandstein nennen, gröber von Korn aber, und lockerer; ebenfalls verstehet man hier das Polieren nicht, daher alles rauh und grob aussieht, und besonders inwendig in den Zimmern schlecht läßt.

Von solchen Steinen ist nun alles am ganzen Schlosse gebauet; nicht nur die Mauern und Wände, sondern auch Decker, Fußböden, Terrassen, Treppen, alle Pfosten und Pfeiler, alles aus Stein gehauen. Alle Gänge, Plätze und dergleichen sind ebenfalls damit gepflastert, so, daß eh' die Engländer hier Wohnung gemacht haben, vielleicht nicht ein einziges Stück Holz, Ziegel, Glas, Eisen, oder irgend Etwas, als Stein, am ganzen Gebäude zu finden war.

Hieraus können Sie leicht schließen, daß der Pallast nichts weniger als leicht und elegant sey. Die Mauren sind an den leichtesten Stellen vier bis fünf Fuß dick; und da viele Zimmer eine Art von Octogonen, und

oben gedeckt sind, so hat man die Wände an einigen Stellen um so viel dicker gemacht. In den großen Zimmern hat man eine Menge Blenden in den Wänden angebracht, worin man die Lampen stellt, wenn sie bey ihren Notsches und Pamaschen illuminiren.

Diese dicke Mauren der Gebäude wehren auf eine Zeitlang der Sonnenhitze, durchzudringen; aber ist sie auch einmal durchgedrungen: so hält sie sich so lang' in den Steinen, daß es Tag und Nacht gleich warm bleibt; und wenn die heiße Jahrszeit erst ein wenig gewährt hat: so enthält jeder Stein die Hitze eines Feuers, und die Wände werfen solche dergestalt gegen einander, daß es allenthalben so heiß und glühend ist als in einem Ofen.

Dazu kommt noch, daß alle Gänge durch die verschiedenen Theile des Schlosses sehr eng und mit hohen Mauern eingefaßt sind, wovon die Hitze abprallt, und welche keine Luft zulassen.

Alle diese Umstände zusammen machen das Fort Allahabad, während den Monaten May, Junius und Julius, zum heißesten Orte in dieser Gegend Indiens; und man

kann

kann sich wirklich keinen Begriff davon machen, wenn man's nicht selbst erfahren hat. Wenn die Regen nachher schon jeden andern Ort abgekühlt haben, so dauert es noch lange Zeit, ehe die Hitze aus diesen Wänden weichen will.

Neben diesem Schlosse sind Wohnungen für eine große Anzahl Soldaten.

Das Einzige, wobey die Mahumedaner noch etwas guten Geschmack in der Baukunst zeigen, sind die Thore und Pforten. Es giebt hier in dieser Gegend des Landes verschiedene, die ein sehr hübsches Ansehn haben. Sie sind hoch genug, daß ein Elephant mit seinem Howder (Thurm) hindurch kann, und verhältnißmäßig weit. Daher das massive Steinwerk, welches in kleinern Gebäuden plump läßt, hier ein Ansehn von Größe macht. Das große Thor dieser Festung nach der Landseite, das mit Thürmen und andern zu seiner Größe schicklichen Zierrathen versehen ist, zeigt ein sehr schönes und edles Werk der Baukunst.

In der Nähe von Allahabad giebt es verschiedene Gartenhäuser und Bäder, die ehemals den Hofbeamten zugehört haben;

auch hin und wieder zerstreute Mosqueen. Das Land umher ist fruchtbar und schön vom Ansehn, aber außerordentlich heiß und ungesund zur Sommerzeit. Nach der Regenzeit, welche ungefähr im October zu Ende geht, fängt es an ganz kalt zu werden, welches etwa drey oder vier Monate dauret. Während dieser Zeit ist es ein sehr liebliches Clima.

Die Einheimischen haben eine unendlich hohe Meynung von dieser Festung. Sie ist mit einer sehr dicken Mauer und starken Werken umgeben; und ward für unüberwindlich gehalten, bis die Engländer sie einnahmen. Sie sagen, in dem ihnen eignen hyperbolischen Style, ihre Erbauung koste drey Crores, drey Lack, drey Tausend, drey Hundert und drey Rupien, drey Annas und drey Pice.

Sechzigster Brief.

Allahabad, Nov. 1767.

Wenn's hier immer kalte Jahrszeit wäre, wem könnte dann Indien mißfallen? Es ist wirklich entzückend! Das Regenwetter

wetter ist vorüber, und kein Wölkchen ist mehr am Himmel zu sehen. Die Luft ist frisch, und die Sonne, welche beständig scheint, verbreitet eine Wärme, die vollkommen behäglich ist; auf dem Lande treibt die Erde überall ihren Ueberfluß hervor; das Wachsthum ist so schnell, daß man's fast mit Augen sehen kann; und die Ebenen, welche vor nicht völlig acht Tagen nichts als klarer Sand zu seyn schienen, sind itzt bereits mit allerley Gattungen von Getreide bedeckt, welches schon so hoch geschossen ist, daß die ganze Gestalt des Landes dadurch auf Einmal so verändert worden, als obs mit Zauberey zugegangen wäre. Und das Bette des Ganges, welches noch so kürzlich, so weit von den Wällen der Festung das Auge reichen konnte, eine einzige Wasserblänke war, zeigt itzt schon Korn, das zur Reife steht, und beynahe schon den Schnitter erwartet.

Gesundheit, Stärke und Munterkeit beginnen zu denjenigen zurückzukehren, welche durch die heiße Jahrzeit hindurch schmachteten; und die Kälte, die des Morgens und Abends wirklich scharf ist, stählt die Ner-

ven, welche durch die schwüle Hitze erschlafft waren; denn so wie dieses der heißeste Ort ist, den man während der heißen Jahrszeit kennt, so ist es auch wieder der kälteste.

Zur itzigen Zeit des Jahres reicht das Land um Allahabad einen Ueberfluß an allerley Früchten und Gartengewächsen. Die beyden Flüsse versehen uns mit vortrefflichen Fischen, und das Feld mit Wildpret in Menge, und fast von aller Gattung und Art. Von vierfüßigen giebts Rehe, Haasen, wilde Schweine; von Geflügel, Fasanen, wilde Aenten, wilde Gänse, Rebhüner, Schnepfen, grüne Tauben, und verschiedne andre Arten, die nur hier zu Hause gehören, und in ihrer Art vortrefflich und in Menge sind.

Das Wetter bleibt fast drey Monat lang nach den Regen beständig schön, worauf dann die große Hitze folgt, und der Erdboden verändert seine Gestalt von fruchtbarem Grün in brennenden Sand.

Ein-

Einundsechzigster Brief.

Allahabad, Nov. 1767.

Das Wasser im Ganges ist, nach dem Glauben der Hinduh's, sowohl derer, die sich zu den Vidiam als zum Schastah bekennen, allenthalben heilig; in einigen Gegenden aber wird es ganz besonders verehrt. Benaras ist einer von diesen Orten, vielleicht wegen der Universität, die die Braminen daselbst haben; und überhaupt wird es höher gehalten, je näher es dem Passe ist, durch welchen es zwischen den Gebirgen, welche die Gränzen zwischen beyden Ländern machen, vom Lande Thibit in Hindostan tritt, und welchen die Indianer für die Quelle selbst halten.

Ganz vorzüglich aber ist seit undenklichen Zeiten das Wasser an dem Orte, wo sich die Jumna in den Ganges ergiesset, von den Hinduh's für sehr gebenedeyet gehalten worden; glücklich war immer der Sterbliche, der eines wenigen davon habhaft werden konnte; aber höchst glücklich der Mann, dem's sich darin zu baden beschieden war.

Von

Von den entlegensten Orten in ganz Hindostan that man häufige Wallfarthen dahin.

Aber lange Zeit her hatten sie die im Reiche herrschende Verwirrung, die Plackereyen und Grausamkeiten der kleinen Tyrannen, die Freybeuterzüge der Maratten und andre Ursachen mehr, des Vermögens beraubt, diese Reise mit Sicherheit zu thun.

Nachdem itzt die engländischen Truppen im Lande umher liegen, ist ihnen die Furcht benommen, und mit Erstaunen sieht man, was für eine Menge Menschen die Gelegenheit der kühlen Jahrszeit wahrnehmen, und aus den entferntesten Provinzen zu Fuße herreisen, um sich dieses gebenedeyten Wassers zu erfreuen.

Dieß veranlasset eine Art von Jahrmarkt an den Ufern des Flusses, wo die Krämer ihre Waaren feil bieten.

Es macht eine bewegliche Landschaft mit allerley possirlichen Figuren; denn die Einwohner der südlichen Gegenden von Indien, welche gar keiner Kälte gewohnt sind, können diese Witterung in Allahabad nicht ertragen, und deswegen hüllen sie sich ein in

Decken

Decken und Matratzen von allerley Farben, um sich des Frostes zu erwehren.

Dieser Aberglaube der Hinduh's vermehrt die Einkünfte des Moguls, welchem die Bäder ein Gewisses bezahlen müssen; er setzt auch einen Beamten auf die Seite des Ufers, der den Pilgrimen ihre kleinen gläsernen Flaschen versiegelt, wenn sie solche mit Wasser angefüllt haben, damit kein Betrug damit gemacht werden könne; denn sie nehmen diese Flaschen mit Wasser mit sich nach Hause, und verkaufen sie da mit Vortheil.

Zweyundsechzigster Brief.

Allahabad, März 1768.

Wenn ich so meine Betrachtungen über die Sitten und Gebräuche dieses Landes mache: so kann ich nicht umhin, solche mit vielen aus den alten Zeiten zu vergleichen. Es befindet sich gewißlich eine große Aehnlichkeit unter den heutigen und alten morgenländischen Sitten; und ohne Zweifel muß man es größtentheils der besondern Religion der Hinduh's und der Stätigkeit

ihrer

ihrer Gebräuche zuschreiben, daß sich solche so lang erhalten haben.

Die mahumedanischen Eroberer des Landes sind gleichfalls morgenländischer Nation, und ihr Prophet nahm vieles aus den jüdischen Gesetzen unter die seinigen auf, besonders die Beschneidung, die Vielweiberey, und das Verbot des Schweinefleisches.

Dem David wird es nicht als sündlich vorgehalten, daß er mehr als eine Gemahlin hätte; allein als er dem Urias, dem Hethiter, sein Ehweib nahm, da entbrannte der Zorn des Herrn gegen ihn. Und in Hindostan ist es allerdings erlaubt, eine uneingeschränkte Anzahl Weiber und Kebsweiber zu nehmen, aber einem andern Manne sein Weib zu nehmen, ist gegen die Gesetze, beydes der Hinduh's und Mahumedaner, und wird als die schwerste Sünde betrachtet.

Die Bräute bringen, wie in alten Zeiten, ihren Männern noch keine Morgengabe, und werden oft noch erkauft. Und die Weiber sind noch ein Theil seiner liegenden und fahrenden Haabe.

Die Gewohnheit des Badens war ehedem, wie wir aus der Geschichte des Königs Davids

vids sehen, ebenfalls im Gange; und die Meynung der Mahumedaner vom Reinigen und Verunreinigen ist mit der Meynung der Juden darüber ungefähr einerley.

Der alte Brauch, sich mit köstlichen Oelen zu salben, ist eine der heutigen Ueppigkeiten, und welche viel Geld frißt. Das Oel von Rosen, von Süßholz und allen Arten von Specereyen, wird aus Persien gebracht. Die Vornehmen reichen sich einander davon bey ihren Besuchen, und reiben sich damit Gesicht und Bart. Die Weiber in den Zanannahs parfumiren sich damit, und selbst das gemeine Volk salbt sich mit Oelen von schlechtrer Gattung.

Das indianische Frauenzimmer, die Tanzmädchen besonders, tragen Zierrathen an den Aenkeln der Füße mit Schellen, oder klingenden Stücken Metall; und Ringe von Edelgesteinen in den Nasen. Beyde Arten von Schmuck wurden schon, wie wir wissen, vor mehr als drittehalbtausend Jahren von den Töchtern der Kinder Israel getragen.

Die Bettstellen, oder besser, Bettstätte, wie sie bey dem Volke hier im Gebrauche, sind bloß von Bambuh gemacht, und mit

Baum

Baumbast oder Blättern zusammengebunden, so leicht, daß ein Kind sie heben kann; diese tragen sie mit sich, und schlafen darauf ohn alles Bettzeug, entweder in freyer Luft, oder unter einem Dache, je nachdem die Witterung ist. Ich kann nicht anders als glauben, daß es gerade einerley mit denen sind, die man zu Capernaum brauchte, als der Heyland zu dem Gichtbrüchigen sagte: „Steh auf, nimm dein Bett und „geh heim.“

Wenn jemand von den Leuten hier im Kopfe verwirrt wird, so schreiben sie nicht die Ursache davon einem Fieber, oder sonst einer körperlichen Krankheit oder Gemüthskummer zu, sondern nennen den Teufel; der Teufel treibt einen Menschen, Unheil zu stiften; an sich selbst, oder andre gewaltsame Hand zu legen; der Teufel plagt ihn, besitzt ihn, u. s. w.

Ich würde wegen dieser Bemerkungen eine Entschuldigung für nöthig halten, wenn ich sie nicht für lauter Beweise achtete, daß die meisten morgenländischen Sitten noch eben so unverändert sind, als sie allgemein waren.

Dreyundsechzigster Brief.

Allahabad, May 1768.

Die Hitze beginnt nun sich wieder einzustellen, und in der Festung Allahabad wird's bald unerträglich werden. Die kühlen Abende und Morgen sind vorbey. Die Moskittos und die Fliegen bekommen schon ihren quälenden Stachel wieder, und martern und schuriegeln einen unaufhörlich; selbst in der kalten Jahrszeit ist man zwar nicht ganz frey davon, aber in der heißen Zeit wimmeln sie über ganz Indien, und hier ganz besonders. Schlafen kann man bey Tage unmöglich, nicht einmal mit Ruhe essen, wenn man nicht Bediente hat, die solche abwedeln. Die fliegende Wanze hat einen häßlichen Gestank, aber es giebt hier eine Art leuchtender Insecten, welche die Engländer Feuerfliegen nennen, die sich des Abends in Menge sehen lassen, und in Bäumen u. s. w. eine sehr schöne Illumination machen.

Die Heuschrecken sind häufig und lästig; und die Fledermäuse, welche scheußlich groß

sind, fliegen in die Zimmer, setzen sich zuweilen den Leuten auf die Köpfe, und schlagen ihnen die Krallen in die Haare; es ist unmöglich, sie wieder herauszubringen, ohne einen Theil der Haare zu verlieren.

Die geflügelten Geschöpfe sind nicht die einzigen, womit man hier heimgesucht wird; giftiges Gewürm von allerley Gattung ist hier gleichfalls häufig; Scorpione und Spinnen, die noch größer sind als Scorpione, Centapieds und dergleichen.

Eine sehr große Gattung Ratzen, Bandikuhts genannt, laufen ohne Furcht in den Häusern herum. Die Muskatze ist ein kleines unschädliches Thier mit einem weißen ungemein sanften Felle, dem Weine und Thee aber muß es nicht zu nahe kommen. Denn wenn nur eine über eine Theekiste hinläuft, oder in die Körbe der Weinbouteillen beißt, so kann sie durch den starken Geruch beydes verderben.

Die kleinen weißen Eydexen mit der durchsichtigen Haut, welche sich meistens zur Regenzeit in den Häusern sehen lassen, sind unschädlich, aber widerlich anzusehen und anzufühlen.

Hin und wieder an einigen Orten giebt es eine so zahllose Menge kleiner schwarzer Ameisen, daß man die Bettpfosten in Gefäße mit Wasser stellen muß, damit sie die Betten nicht überziehen. Die weiße Ameise hat etwas ähnliches mit der Motte. Dieß Ungeziefer thut an Kleidern, Möbeln, und selbst den Gebäuden vielen Schaden.

Die großen Thiere, als Elephanten, Cameele und Büffelochsen; die Tieger, Löwen, Wölfe u. s. f. welche die Wälder unsicher machen, und die Alligators oder Crocodille, diese Ungeheure des Ganges, sind zu bekannt, um einer Beschreibung zu bedürfen.

Vierundsechzigster Brief.

Calcutta, May 1768.

Allahabad haben wir mit Anfang März verlassen, zu einer Jahrszeit, wo der Fluß schon sehr gefallen ist; und nachdem wir auf unserm Wege einige kurze Besuche zu Benaras, Patna, Monghier, Cassambuzar, Dschandanagore und Dschinschura abgelegt, sind wir am Ende Aprils zu Calcutta angelangt.

langt. Wir haben die ganze Reise in Budscheru's gemacht, und sind so glücklich gewesen, den Fluß noch allenthalben schiffbar zu finden, wozu er sonst oft zu flach wird.

Dschandanagore und Dschinschura, das erste eine französische, und das letzte eine holländische Factorey, liegen ungefähr eine Tagereise höher am Ganges, als Calcutta, und so nahe bey einander, daß sich die Einwohner beständig einander in ihren Palenkins besuchen.

Nichts kann mehr verschieden seyn als diese beyden benachbarten Städte, ausgenommen ihre Einwohner. Dschandanagore ward in dem letzten Kriege von den Engländern unterm Admiral Watson eingenommen, und die Stadt hat noch eben so wenig ihr Ansehn wieder gewonnen, als die Einwohner ihre Wohlhabenheit: aber sie sind lustig, eitel und glücklich.

Dschinschura hingegen ist eine außerordentlich hübsche Stadt, regelmäßig gebauet, und unter guter Policey; die Einwohner sind reich, arbeitsam und unlustig; kurz, eine holländische Stadt und holländische Bürger.

Die

Die Holländer verachten die Flatterhaftigkeit der Franzosen, und diese spotten über die Schwerfälligkeit der Holländer.

Allein unter allen, die sich in diesen beyden Orten Franzosen oder Holländer nennen, sind es, besonders unter dem Frauenzimmer, nur sehr wenige im eigentlichen Verstande, weil die meisten hier zu Lande geboren sind. Eben so lassen sie viele Engländerinnen heissen, weil sie an Engländer verheyrathet sind, oder weil sie an einem unter engländischer Regierung stehenden Orte wohnen.

Diese heimgebornen Frauenzimmer stammen ab von europäischen Vätern, und von sogenannten portugiesischen Müttern. (Eine Art von Leuten, die ich Ihnen bereits beschrieben habe.) Von den Knaben bekommt man selten etwas zu hören, die Mädchen aber, welche zuweilen ehelicher Geburt sind, zuweilen auch nicht, weil sie heller von Farbe fallen, als ihre Mütter, mögen gar zu gerne Engländerinnen, Französinnen u. s. w. heißen, und wenn sie hübsch sind, verheyrathen sie sich oft mit Europäern, welche hier von Zeit zu Zeit ihr Glück machen. Die aus dergleichen Ehen entspringende Kinder mö-

gen, weil sie schon eine Stufe weiter vom Schwarzen entfernt sind, auf keine Weise gern an ihre Abkunft erinnert seyn; und nichts halten sie für beleidigender, als wenn man sie unter die Portugiesen rechnet; ob sie schon durch Erziehung und Beyspiel, und vielleicht durch Erbschaden, sehr oft die Trägheit und List an sich behalten, die den hiesigen Landeseingebornen so besonders eigen sind.

Fünfundsechzigster Brief.

Calcutta, Junius 1768.

Mich deucht, ich bin Ihnen noch die Beschreibung von der Stadt Calcutta schuldig. Wirklich aber scheint es, nach Madraß, des Beschreibens eben nicht werth zu seyn; denn ob's gleich groß genug ist, und manches gutes Haus aufzuweisen hat, neben dem Vortheil, daß es am Ufer eines Flusses liegt:*) so ist es doch eine so unansehnliche Stadt, als man sich nur gedenken kann; und dabey so unregelmäßig, daß es einem vorkommt, als ob alle Häuser in die Luft geworfen

*) Der Arm des Ganges, Hugly genannt.

worfen worden, und so, aufs Gerathewohl, auf die Stellen herunter gefallen wären, wo sie da stehen. Die Leute bauen und bauen; und jedermann, der nur so viel Platz erwischen kann, ein Haus darauf zu setzen, der bauet nach seinem eigenen Sinn und Gefallen, ohne die geringste Rücksicht auf Schönheit oder Regelmäßigkeit der Stadt. Obendrein wird auch noch das Ansehn des besten Hauses geschändet durch die Strohhütten und andre solche Rummeleyen, was die Bedienten für sich aufrichten, um darin zu schlafen. Auf diese Weise ist der Theil der Stadt, den die Engländer bewohnen, und der der größeste ist, ein Wirrwarr von sehr prächtigen Häusern, und sehr pracherischen, verfallnen Mauern, Strohhütten, Speichern, und, was weis ichs, dergleichen mehr.

Was noch einer Gasse am ähnlichsten sieht, ist der Buzar; der Name, den sie jedem Platze geben, wo nur etwas zu verkaufen ist; dieser Buzar sieht voll kleiner armseliger Buden, die sie Boutiquen nennen, und die von Schwarzen gehalten werden. Die Engländer kommen sehr selten selbst nach diesen Marktplätzen, sondern verlassen

sich bey allem Einkauf auf die Banians oder andre Bedienten; im Grunde ist's auch ungefähr einerley, ob sie's thun oder nicht; denn sie werden doch auf alle Weise überschnellt.

Ungefähr mitten in der Stadt, am Ufer des Flusses, liegt die alte Festung, welche wegen der traurigen Geschichte mit dem schwarzen Loche so merkwürdig ist, und wovon in England so viel erzählt wird. Es war eins von den Behältnissen darin, wo die armen Menschen so kläglich leiden mußten. Das alte Werk wird itzt zu andern Zwecken gebraucht. In einigen Zimmern desselben wird zuweilen protestantischer Gottesdienst gehalten; sonst hätten wir hier gar keinen.

In einem abgesonderten Theile der Stadt wohnen die Armenianer und die sogenannten portugiesischen Leute. Beyde Theile haben ihre Kirche für sich; und die Portugiesen treiben die Processionen und die Prunkfeyerlichkeiten der römischkatholischen Kirche so weit, als es ihnen nur verstattet ist; doch sind sie damit in ihre Mauren eingeschränkt. Wir haben mit diesen Leuten eigentlich weiter

ter nichts zu schaffen, als daß wir von ihrem Weibsvolke zu Mägden, und die Kerle zu Schreibern, auch wohl zu Köchen gebrauchen.

Mit den Weibern der Armenianer haben wir gar keine Gemeinschaft; die Männer aber werden oft von Kaufleuten in Handelsgeschäfften gebraucht, um Waaren in verschiedenen Gegenden aufzukaufen, und werden Go-mastahs genannt. Sie haben auch von der Compagnie die Erlaubniß, für eigne Rechnung zu handeln; und einige wenige unter ihnen sind reich. Allein ihre Sprache, ihre Art sich zu kleiden, ihre Sitten und Lebensart sind so sehr von den unsrigen unterschieden, daß der Umgang mit ihnen unmöglich ist. Die Art, wie sich ihre Weiber kleiden, hat etwas ähnliches mit den Mahumedanern, denn sie tragen lange Beinkleider, und eine Art von Weste oder Oberkleid darüber; ihre Köpfe aber bedecken sie mit einem ungeheuer großen Turban. Eins ihrer Kleidungsstücke ist ganz sonderbar, und, wie ich glaube, bloß bey den Armeniern im Brauche: dies heißt das Mundtuch, und ist ein Stück Musselin, welches

unter dem Kinne hervorgeht, und über der Unterlippe festgebunden wird. Dieses legt jede Weibsperson an, sobald sie verheyrathet ist. Ich weiß nicht genug von den Armenianern, um Ihnen den Ursprung dieser Gewohnheit sagen zu können; man hat mich aber berichtet, daß die Wärme, die es von dem Athem auffängt und zusammenhält, oft eine unangenehme Feuchtigkeit um Mund und Kinn herum hervorbringt, und auch gleichfalls einen widrigen Athem veranlasset.

Hier ist nicht, wie zu Madraß, eine Mohrenstadt in der Nähe, worin die Bedienten der Engländer ihre Wohnungen haben; deswegen ist Calcutta zum Theil mit ihren Hütten umgeben, welches die Heerstraßen sehr unangenehm macht; denn diese Hütten von Stroh und Schlamm sind so niedrig, daß sie kaum aufrecht darin stehen können; und weil solche keine Rauchfänge haben, so fährt der Dampf des Feuers, wobey sie ihr Essen kochen, aus den Thüren heraus, und macht vermuthlich den Vorübergehenden mehr Verdruß, als ihnen selbst.

Das Neue Werk, eine sehr große Festung, liegt am Flusse, eine Meile unter der Stadt.

Wenn

Wenn alle Gebäude, die man innerhalb seiner Wälle vor hat, zu Stande kommen; so wird es eine Stadt für sich ausmachen; denn außer den Häusern für die Ingenieurs und andre Officiere, welche sich zu Calcutta aufhalten, bauet man Wohnungen für die Schreiber der Compagnie, Barracken für die Soldaten, Zeughäuser, Magazine u. s. w.

Auch die Stadt Calcutta nimmt täglich an Größe zu, und dem ungeachtet vermehrt sich die Zahl der engländischen Einwohner so zusehends, daß man Mühe hat, ein Haus zu bekommen. Da ich Ihnen schon die Häuser zu Madraß beschrieben habe: so darf ich nur sagen, daß die hiesigen ungefähr auf eben die Art gebauet sind, ausgenommen, daß man den schönen Channam daran vermißt. Man hat zwar von der coromandelschen Küste eben dieselben Austerschaalen kommen lassen, solche mit eben den Zusätzen vermischt, und auf einerley Weise zubereitet, aber die Masse bekömmt keinesweges die schöne Glätte, welche man in Madraß so sehr bewundert. Die Schuld liegt daran, daß alles Wasser in Bengalen zu viel Salpeter enthält, womit die Erde allenthalben vermischt ist. Getäfelte Wände oder papierne

pierne Tapeten kann man nicht anbringen, theils wegen der Hitze und des Ungeziefers, theils weil es niemand zu machen versteht. Die Zimmer haben daher alle weiße Wände, mit Gipsleisten in Felder abgetheilt, welches artig genug aussieht. Diese Felder sind dann gewöhnlich mit Kupferstichen, Spiegeln, oder was man sonst aus Europa dazu bekommen kann, aufgeputzt; die Fußböden sind gleichfalls von Gips, mit feinen Strohmatten überlegt, die man an den Seiten festnagelt; denn obgleich an einigen Orten des Landes wollne Fußteppiche gewirkt werden: so braucht man sie doch sehr selten, wegen der Hitze, die sie nur vermehren. Die Häuser haben nicht viele Zimmer, aber dafür sind sie meistens sehr geräumig und hoch. Manche der neugebauten Häuser haben Glasfenster; das sieht ganz gut aus fürs Auge, schickt sich aber nicht so gut fürs Clima, als die alten von geflochtenem Riet.

Möbeln sind hier so überschwenglich theuer, und so schwer zu haben, daß man selten ein Zimmer antrifft, in welchem alle Sessel und Stühle zusammen gehören. Leute vom höchsten Ansehen müssen sie zusammenstoppeln, wo sie können, und sie von den

Capi-

Capitains der europäischen und chinesischen Schiffe nehmen, oder müssen sie von einheimischen Pfuschern zusammen stümpern lassen, oder welche von Bombay bestellen; und darüber gehn drey Jahre hin, eh' sie ankommen; auf diese Weise, wenns Glück recht gut ist, bringen die Leute gemeiniglich ihren Hausrath gegen die Zeit in ziemlich erträgliche Ordnung, da sie das Haus räumen, und nach England zurückkehren.

Betten, oder wies hier heißt, Cotts, sind hier gar kein theurer Hausrath. Das Holzwerk ist ungemein leicht daran, und so gemacht, daß es aus einander genommen werden kann; die Fürhänge sind entweder von Flor oder Musselin, und so gemacht, daß sie gleich über das Gestell geworfen werden. Man schläft auf einer dünnen Matratze, Ein Laken und zwey oder drey Kopfkissen, so ist das ganze Bett fertig; so daß man es, wenn's aus einander genommen ist, in eine kleine Kiste legen, und ganz bequem von einem Orte zum andern schaffen kann. Reisende führen auch beständig ihre Betten mit sich.

Um die Stadt herum, auf dem Lande, liegen in verschiedener Entfernung eine Menge

recht

recht hübscher Häuser, die sie Gartenhäuser nennen, und die den Engländern zugehören: denn überdem, daß Calcutta eine große Stadt ist, hält man die Lage auch für ungesund, und deshalben hält sich, wer es nur zwingen kann, gerne auf seinem Gartenhause auf, so lange die heiße Jahrszeit währt, sowohl wegen der gesündern, als kühlern Luft.

Nicht ferne aus der Stadt ist ein freyer luftiger Platz, frey von Rauch und Gestank, die Course genannt, weil's eine Art von Rennbahn, von der Länge einer kleinen halben Stunde ist, die man in einem Kreise, oder vielmehr eckigtem Platze ausdrücklich zum Spatzierenfahren angelegt hat; hierher begeben sich die Gesellschaften in ihren Fuhrwerken bey Sonnenuntergang, oder vor Sonnenaufgang.

Sechsundsechzigster Brief.

Calcutta, Julius 1768.

Die Eintheilung der Indianer in Stämme oder Casts, verursachet den Engländern manche Unbequemlichkeit und Kosten, weil sie dadurch genöthigt sind, dreymal so viel

viel Gesinde zu halten, als sie sonst brauchten; denn keiner unter ihnen verrichtet, selbst im dringendsten Nothfalle nicht, den allergeringsten Dienst, der nicht seinem Cast ganz eigentlich zukömmt.

Der erste Bediente heißt ein Banian; er steht an der Spitze aller Geschäffte, wenn sie aber groß sind, so hat er noch zwey oder drey Banians oder Sarcars unter sich.

Der folgende ist der Connahsarcar; sein Amt ist, über alle Haushaltungsausgaben Rechnung zu führen; Fleischer, Becker, u. s. w. zu bezahlen, und also ungefähr ein Küchenschreiber. Dann folgt der Consummah, welcher der Haushälter ist, und einen Compradore unter sich hat, der auf dem Markte einkauft. Der Compradore legt seine Rechnung von kleinen Ausgaben für die Küche dem Connahsarcar ab. Auf ihn folgt der Kellner, der ein Gehülfe des Consumah ist.

Die übrigen Bedienten, welche bey Tische aufwarten, oder die Kleider des Herrn u. d. g. unter Aufsicht haben, heißen Risomagars. Die Peadars, auch Peons genannt, laufen vor dem Palenkin her, und bestellen Gewerbe. Eine jede Person in einer Familie muß sechs bis acht Träger halten. Die von der niedri-

gern Classe dieser Träger tragen auch wechselsweise nach der Reihe die Mussal (eine Art von Fackel,) vor dem Palenkin her; die von den höhern Classen aber, welche reinlicher und besser einhergehn, halten sich zu gut dazu; zu jeder Bande Träger muß man also wenigstens zwey Jungens aus einem niedrigern Cast halten, welche Mussal Tscheis heißen.

Die Verrichtung der Träger besteht, außer dem Tragen des Palenkins, noch darin, nach dem Mittagsessen das Wasser zum Waschen zu bringen. Der Eine bringt eine Gießkanne mit Wasser, und schüttet Ihnen auf die Hände, ein andrer reicht Ihnen das Handtuch; aber es muß ein Mussalltscher oder ein Sklav seyn, der das Tschillumtschy, oder Becken, unterhält, denn es würde den Träger schimpfen, wenn er ein Gefäß mit Wasser anrührte, worin man sich gewaschen hat.

Jeder Koch muß, wo nicht mehr, wenigstens einen Gehülfen haben, und jedes Pferd, das man hält, muß seinen Scice und seinen eignen Futterschneider haben.

Der Huker Badar thut keine andre Verrichtung, als den Huker stopfen, und seinem Herrn aufwarten, so lang er schmaucht.

Alle

Alle Verrichtungen geschehn von männlichen Bedienten, und oft ist in einer ganzen Haushaltung kein ander weibliches Geschöpf, als die Matranny, eine Hallicore,*) welche die Zimmer ausfegt, und alle die Aschenbrödeley verrichtet, die kein Andrer thun will.

Die weiblichen Bedienten, welche einer Frau in ihrem Zimmer aufwarten, sind gemeiniglich Sklavinnen, oder portugiesische Weiber. Der letztern bedient man sich auch zu Ammen.

Die Gärtner heißen Mollies, und heißts bey ihnen, wie bey den übrigen, viele Hände, wenig Arbeit. Die Kerle, welche Wasser zum Begießen und sonstigem Gebrauche bringen, heißen Bustics; sie tragen das Wasser in großen ledernen Schläuchen, die sie über die Schultern werfen; an einem Ende dieser Schläuche befindet sich ein Hänchen, den halten sie unterm rechten Arme, dadurch begießen sie den Garten, oder lassen das Wasser dahin, wo es gefodert wird.

Das Leinengeräthe muß man von Kerlen machen lassen, die man auf Monate miethet. Nichts gleicht ihrer Langsamkeit, als ihre tölpische Dummheit. Alle Wäschen geschehn auch von Kerlen, die man monatsweise bezahlt.

*) Siehe zweyundvierzigster Brief.

Das Amt eines Derwans ist, außen vor der Hausthüre zu stehn, und Besuche anzumelden. Sie werden aber nicht von jedermann gehalten, weil ein Peon oder Tschubdar es auch thut.

Tschubdars sind Leute, welche einen langen silbernen Stab tragen, und nichts weiter thun, als vor einem Palenkin hergehen, Gewerbe bestellen, oder Besuche anmelden. Einen Tschubdar halten, ist eine Art von Staat, der bey den Schwarzen nur vornehmen Staatsbedienten erlaubt, und bey den Engländern bis auf die Räthe und Staabsofficiere eingeschränkt ist.

Der Lohn eines Banians ist der wichtigste, und richtet sich nach den Umständen seines Principals. Der Lohn der übrigen Bedienten richtet sich bloß nach ihren Stellen. Ein Consummah, Koch, u. d. g. haben dreyßig, zwanzig bis zehn Rupien herunter des Monats; andre weniger; und einige der geringsten bekommen nicht über drey bis vier Rupien.

Keiner von den Bedienten isset, trinket oder schläft jemals im Hause seines Herrn. Auch essen weder Hinduh's noch Mahumedaner von den Speisen das allergeringste, die von ihres Herrn Tische abgetragen werden.

Es

Es ist fast unmöglich, diese beschwerliche Menge von Bedienten zu verringern; denn wenn man nur einen Einzigen ersparen will: so wissen sie es einem durch tausenderley Kniffe zu verleiden; und vom ersten Banian hinunter bis zum letzten Mussal Tschy im Hause ist alles einig, einen zu nöthigen, die Zahl Bediente zu halten, die man nach ihrem Gutdünken wohl halten könnte.

So wie der Herr empor kömmt, so bestehen sie auf mehr Köche, mehr Peons, mehr Kißmagars, mehr Träger, u. s. w. Die Folgen der Weigerung sind, daß diejenigen, die man am nothwendigsten braucht, die Träger besonders, davon laufen; und der Banian, der mit im Complott ist, macht so viele Schwierigkeiten, andre zu schaffen, weis so viel scheinbare Entschuldigungen, und so manche pfiffige Streiche, den Herren ihren Abgang fühlbar zu machen, daß ein Mann, wenn er auch durch den Betrug hinsieht, dennoch genöthigt ist, sich nach dem, was seine Leute Brauch und Weise nennen, zu bequemen, um sich den unaufhörlichen Verdruß zu ersparen, den sie ihn sonst verursachen würden. Obendrein bestehn noch die meisten Bedienten auf eine Erhöhung ihres Lohns, wenn ihr Herr im Range

steigt. Dieß, sagen sie ihm gleichfalls, sey immer Brauch und Weise, ein Leibwort der Banianen, und das nach ihrer Meynung alles rechtfertigt.

Siebenundsechzigster Brief.

Calcutta, Sept. 1768.

Natürlicher Weise werden Sie erwarten, daß ich Ihnen, eh' ich Indien verlasse, erst Eins und das Andre über die Engländer sage, deren Anzahl itzt daselbst so groß ist.

So wie vor diesem die Hinduh's unter der Bothmäßigkeit der Mahumedaner standen, so stehn gegenwärtig in den Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa, beydes Mahumedaner und Hinduh's, unter der Oberherrschaft der Engländer.

Calcutta ist der Sitz der Regierung; der Gouverneur hat, nebst einem beysitzenden Rathe, die Direction aller Geschäffte der Compagnie; das ist nicht bloß die Oberaufsicht über ihren Handel, sondern die Regierung über drey reiche und weitläuftige Provinzen; die Direction einer mächtigen Armee. Sie können mit den Fürsten benachbarter Provinzen Bündnisse treffen, oder ihnen Krieg ankündigen,

gen, wie sie's dem Vortheile der Compagnie am zuträglichsten erachten, unter deren Befehlen sie eigentlich stehen. In Ansehung der Entfernung von London aber muß allemal vieles ihrer eignen Klugheit und Redlichkeit anheimgestellt bleiben.

Der Rath besteht aus zwölf Personen. Die übrigen bürgerlichen Bedienten der Compagnie sind, erste und zweyte Handlungsaufseher, Factors und Schreiber, oder Buchhalter, die nach Verhältniß ihrer Dienstjahre aufsteigen. Die Kaufleute, welche Erlaubniß haben, sich in Indien niederzulassen, ohne ein Amt bey der Compagnie zu haben, heißen Freyhändler.

Ueber die eigentlichen Sitten der Engländer Anmerkungen zu machen, wäre überflüßig; deswegen will ich nur Einiges anführen, was wegen der Hitze des Clima, und andrer Ursachen, besonders auf die hiesigen geht.

Weil es des Morgens und Abends kühler ist, als am Tage: so ist die Gewohnheit, früh aufzustehn, und ein wenig spät zu Bett zu gehn; denn nach den Morgenstunden wird die Hitze so drückend, daß es sehr schwer ist, irgend ein Geschäfft zu versehn, und kaum möglich, sich einen Zeitvertreib zu machen. Das Frauenzimmer schließt sich meistens in seine Kammern

ein, wo auch die leichteste Bedeckung kaum erträglich ist. Der rüstigste Körper muß in diesem Clima wohl träge werden.

Nach dem Mittagsessen legt sich jedermann schlafen; es ist eine zwote Nacht; jeder Bediente geht nach seiner eignen Wohnung; alles ist stille. Diese Gewohnheit ist so allgemein, daß es eben so unschicklich seyn würde, jemand um drey oder vier Uhr des Nachmittags zu besuchen, als um eben diese Stunden des Morgens.

Diese Gewohnheit, die heißesten Stunden des Tages zu verschlafen, ist eine Nothwendigkeit, selbst für die stärksten und gesündesten Personen. Nach dieser Mittagsruhe kleidet man sich an für den Abend, und genießt bey Sonnenuntergang der frischen Luft mit Spatzierenfahren, u. s. w. Das Uebrige des Abends ist für Gesellschaften.

Eine Haushaltung wird sehr theuer wegen der starken Hausmiethe, der vielen Bedienten, und des übertriebenen hohen Preises aller europäischen Waaren, als Weine, Tücher u. s. f. Wegen der starken Ausdünstungen muß man alle Augenblicke Wäsche und Kleider umwechseln; zu geschweigen des Aufwandes für Palenkine, Kutschen, Pferde und dergleichen.

Ver-

Verschiedenes von diesen Dingen, welche vielleicht entbehrlicher Luxus scheinen, sind in diesem Clima wirkliche Bedürfnisse.

Es ist merkwürdig, daß diejenigen Europäer, welche eine gute Gesundheit haben, sich hier mehr Muth und Entschlossenheit fühlen, als in kältern Ländern.

Wenn nicht eben ein starker Partheygeist wüthet, welches sich zuweilen zuträgt, so ist hier Geselligkeit und Gastfreundschaft allgemein; und in keiner andern Gegend von der ganzen Welt geben die Menschen ihr Geld so gern und willig hin, sich einander beyzustehn, als die Engländer in Indien.

Achtundsechzigster Brief.

St. Helena, Februar 1769.

Das Land hier ist von allen übrigen sehr verschieden, und macht einen ganz sonderbaren Anblick.

Ein hoher Fels, der eben aus dem Meere hervorgeschossen zu seyn scheint, von sehr großer Höhe, und fast überall senkrecht, ausgenommen da, wo der Grund niedrig, das Ufer flach und der Fels offen ist, als ob er gespalten wäre; so, daß er einen kleinen

Hafen macht, worin man guten Ankergrund findet.

Diese Oeffnung, welche die Einwohner das Thal nennen, erstreckt sich ziemlich tief hinein in die Insel, und da ist auch die Stadt angelegt, welche hübsch und reinlich ist; die Häuser nach engländischer Art gebauet; und wenn sie nicht so sehr von dem Felsen eingeschlossen wäre, so könnte man sie noch eher für eine engländische Landstadt halten, als Cap de bonne Esperance. Der Fels ist an allen Seiten des Thals so sehr hoch und steil, daß es unmöglich scheint, ihn zu besteigen; und an der einen Seite würd' ers auch wirklich seyn, hätten die Einwohner nicht einen Weg ausgehauen, der in einem ziemlich gedrückten Zikzak geht, wodurch er weniger steil geworden: indessen ist ers doch noch genug, daß ich es für jeden Fremden gefährlich halte, der es wagen wollte, diesen Weg hinauf zu reiten.

Wenn man im Thale steht, so scheinen die Menschen, welche den Felsen hinauf reiten, den Figuren auf den chinesischen Papiertapeten ähnlich, und als ob sie in der Luft schwebten; denn von einem Wege ist nicht ehe Etwas zu sehen, bis man darauf ist; und ist man darauf, so ist er so schmal, daß derjenige, den das Pferd

durch

durch irgend einen Zufall abwürfe, ganz unvermeidlich ins Thal herunter stürzen müßte. Die kleinen Pferde aber, die sie hier haben, sind des Pfades so gewohnt, und so sicher auf den Füssen, daß dergleichen Unglück sehr selten ist; und selbst das Frauenzimmer reitet so unerschrocken hinan, als auf ebener Erde. Man bedient sich zuweilen der Tragsessel, und hinauf geht das recht gut; herunter aber ist das eine ängstliche Fahrt, wenn man nicht rücklings getragen wird; das macht es dann wieder leichter.

Oben auf dem Felsen heißt es, zum Unterschied vom Thale, das Land. Aber es ist, das Gott erbarme! so eine dürre, öde Wüsteney, als man vielleicht in keinem andern unbewohnten Lande antrifft; und das wegen des Mangels an Erdreich hauptsächlich, und theils auch wegen der Menge von Ratzen.

An den Orten, wo das Erdreich tief genug ist, haben die Einwohner kleine Meyereyen und Gärten, wo sie ihre nothdürftigsten Früchte und Gartengewächse erzielen. Korn haben sie nicht anders, als was ihnen aus Europa zugeführt wird, ob man gleich manchen Versuch angestellt hat, selbst welches zu bauen; aber entweder es schlägt nicht Wurzel, weil die Erdschicht auf dem Felsen zu dünne liegt, oder

die

die Ratzen verheeren es. Die meisten Leute essen hier gewöhnlich Yams statt Brodt, welche hier sehr gut sind.

Das Land ist so wenig vermögend, die Einwohner mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen, daß sie in die größte Gefahr von Hungersnoth gerathen würden, wenn Einmal das Schiff verunglückte, das hier jährlich auf seiner Reise nach Indien anlegt, und ihnen Brodtkorn mitbringt. In einer solchen Noth würden sie ihre beste Zuflucht zu Fischen nehmen müssen, an denen ihnen nichts fehlen kann, da sie mitten im Meere liegen.

Das Futter ist so rar, daß nur sehr wenig Hornvieh unterhalten werden kann, und das wenige, was gezogen wird, ist in so weit in der Gewalt des Gouverneurs, daß niemand ein Stück von seinem eignen Viehe schlachten darf, ohne Befehl des Gouverneurs; und wenn's geschlachtet ist, darf er nicht anders als auf dessen Anweisung damit verfahren; und das deswegen, damit jede Haushaltung in der ganzen Insel davon ihr gehöriges Antheil bekomme. Und im Grunde ist es sehr nöthig, mit allen Lebensmitteln sehr gut hauszuhalten, und dem Mangel vorzubeugen.

So

So oft ein engländisches Schiff ankömmt, ist die Insel dem Capitain wenigstens einen Ochsen zu frischen Speisen zu liefern schuldig. Sie bekommen aber sehr oft mehr an gesalzenem Fleische, als sie an frischem geben.

Eigentlich ist's nun eben kein Ort, wo man Ueberfluß an Erfrischungen haben kann, und für diejenigen, welche gerades Weges vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommen, wie oft geschieht, ist der Abfall vom Ueberfluß bis zum Mangel gar auffallend.

Die ostindische Compagnie hat von diesem Platze selbst gewiß keinen Vortheil; vielmehr kostet ihr die Unterhaltung desselben jährlich ein Ansehnliches. Allein, da sie in dieser Gegend der Welt gar keine andre Besitzung hat: so ist er für ihre Schiffe von großem Nutzen, weil sie hier frisch Wasser einnehmen können, besonders zu Kriegszeiten, wo es für sie gefährlich seyn könnte, am Cap anzulegen.

Die Insel ist an dem Orte befestigt, wo man landen kann; und an einer andern Stelle, wo sie glauben, daß ein Feind allenfalls einen Versuch machen könnte, wenn's ihm sehr darum zu thun wäre, haben sie noch neulich ein kleines Fort errichtet; an allen übrigen Stellen aber ist die Insel weit besser

von

von der Natur befestigt, als die Kunst es könnte, durch den allerunübersteiglichsten der Felsen. Gleichwohl wird hier beständig eine kleine Armee von drey oder vier Compagnien unterhalten.

Der Gouverneur hat ein jährliches Gehalt von 500 Pfund, (etwa 3000 Rthlr. Louisd'or) und, wie man sagt, hat er weiter gar keine Accidenzien, ausgenommen, daß ihm seine ganze Haushaltung von der Compagnie frey gehalten wird; wozu ein Haus auf dem Lande und in der Stadt, Pferde, Bediente, und aller nöthige Vorrath gerechnet wird.

Er hat einen Unter-Gouverneur, und drey oder vier Männer, welche der Rath heißen. Die Officiere ungerechnet, leben fast alle übrige Einwohner von ihrem Land- und Gartenbau, und davon, daß sie die Schiffscapitains und Passagiere von den indischen Schiffen ins Haus und an den Tisch nehmen; denn der Handel in dem Orte ist nicht des Nennens werth. Allen auswärtigen Handel hindert das ausdrückliche Verbot der Compagnie, nach dem sie kein Schiff bauen oder halten dürfen; nicht einmal einer Barke, oder irgend ein Fahrzeug, größer als ein gemeines Boot, darf die Insel haben. Zuweilen machen sie sich damit einen

kleinen

kleinen Profit, daß sie einige Waaren von einem Schiffe kaufen, und an ein anders, das aus einer andern Gegend Indiens kommt, wieder verhandeln.

Obgleich alle Leute, nur die Sklaven ausgenommen, Engländer genannt werden: so glaub' ich doch, daß der größte Theil darunter England in seinem Leben nicht gesehn hat; und da solche an einen kleinen Zirkel von Bekannten gebunden sind, und keine andre Fremde zu sehn bekommen, als die etwan auf den indischen Schiffen sich befinden, die in ihrem Hafen Anker werfen, so muß natürlicher Weise ihr Wissen nicht groß, und ihrer Begriffe nicht viele seyn. Dem ungeachtet sind ihre Sitten sehr ehrbar, und haben sie einen Schein des Wohlstandes, wenigstens wenn ein Schiff im Hafen liegt, welche Zeit über sie allemal, den Fremden zu Ehren, das Beste auswendig kehren.

Nach dem, was ich von der Unfruchtbarkeit der Insel gesagt habe, wird es Sie eben nicht wundern, wenn Sie hören, daß die Leute meistens arm sind. Ihre Aerndte ist die Zeit, da die Schiffe einsprechen, und von denen haben sie ihren größten Gewinn.

Der größte Vorzug dieser Insel ist das Clima, welches, ungeachtet es zwischen den

Wen-

Wendezirkeln liegt, wirklich sehr schön ist. Wegen der Höhe des Felsens, und weil es vom Meere umgeben wird, ist die Hitze sehr gemäßigt, und die Luft sehr heiter und gesund. Ein Beweis davon ist, daß das Frauenzimmer hier eine so schöne Haut und Farbe hat, als in irgend einem Theile der Welt; eine Schönheit, die jedermann sehr auffallend seyn muß, der aus Indien kömmt. Ein andrer sehr merkwürdiger Umstand, der gleichfalls der Schönheit günstig, ist, daß man hier die Kinderblattern nur von Hörensagen kennt. Dabey sagt man ihnen, daß, wenn ein hiesiger Eingeborner nach einem fremde Lande reiset, und dadurch die natürlichen Blattern bekömmt, er gewiß daran sterben müsse; vermittelst der Inokulation aber sollen sie gewöhnlich durchkommen; und ich kann gerne glauben, daß derjenige, der sich einmal diese Meynung fest in den Kopf gesetzt hat, ein Kind des Todes ist, wenn er von den natürlichen Blattern überfallen wird.

Ende.

148275
S
AB 148275

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-32735/fragment/page=0297

Ein Zimmer in einem Tamañah.

Briefe

von der

Insel Teneriffa, Brasilien, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Ostindien.

Aus dem Englischen

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1777.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches Centimetres

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-32735/fragment/page=0299